

Arbeitskreis
Militärgeschichte e.V.

newsletter



**„Pourquoi pleurer pour des fils ingrats?“
Erinnerungen westafrikanischer Soldaten
des Ersten Weltkriegs**

Christian Koller

**Internationalismus im Krieg. Die Beziehun-
gen zwischen der deutschen und der franzö-
sischen Linken (1914–1923)**

Joachim Schöder

**Von der Datenmigration zur Katalogdeporta-
tion. Der Systematische Katalog der Bibliothek
für Zeitgeschichte auf Fiche und die Folgen**

Winfried Mönch

**Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer
Fremdherrschaft. Jahrestagung des Arbeitskrei-
ses Militärgeschichte e.V.**

Birgit Beck

Februar 2003 **19**



IMPRESSUM:

Abbildungsnachweise:

Titelseite: Österreichische Feldpostkarte 1918 (Slg. M. Pöhlmann)

„Seite X“: Quittung 1900 (Boxeraufstand). Völker Europas, da habt ihr euere heiligsten Güter wieder. Aus: Simplicissimus 5 (190), Nr. 21, S. 165

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. wurde Ende Oktober 1995 gegründet. Seine alleinige Aufgabe ist die Förderung von Forschung und wissenschaftlichem Austausch auf dem Gebiet einer Militärgeschichte, die den traditionellen politischen und institutionellen Aspekten der Geschichte von Militär und Krieg ebenso geöffnet ist wie den modernen sozial- und mentalitätshistorischen sowie kulturanthropologischen Ansätzen. Der Arbeitskreis bietet allen militärhistorisch Interessierten (u.a. Doktoranden, Habilitanden und Lehrenden) die Möglichkeit, miteinander in Verbindung zu treten. Auf diese Weise soll versucht werden, dem Informationsmangel abzuweichen, der u.a. daraus resultiert, dass die Militärgeschichte an den deutschen Universitäten bislang kaum institutionell vertreten ist. Der Arbeitskreis schafft ein solches Forum durch die Organisation von Tagungen, die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung und durch seinen newsletter.

Der Zeitraum, den der Arbeitskreis abdecken möchte, umfasst insbesondere die Neuzeit, selbstverständlich können aber auch an früheren Epochen Interessierte Mitglieder des Vereins werden. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit €25,00 für Studenten und Arbeitslose €10,00. Ein Beitrittsformular kann bei der Geschäftsstelle in Düsseldorf unter der unten genannten Adresse angefordert werden.

Herausgeber des newsletter:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Stig Förster
2. Vorsitzender: Prof. Dr. Gerd Krumeich
- Schatzmeister: Dr. Rüdiger Overmans
- Schriftleiterin: PD Dr. Karen Hagemann,
- Beisitzer: Dr. Jürgen Förster, Dr. Gundula Bavendamm
- Ehrenvorsitzender: Prof. Dr. Wilhelm Deist

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75
Konto-Nr. 347373-755

Herstellung:

Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:

Der newsletter erscheint dreimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den newsletter kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. Preis je Heft €10,00 (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure

Dr. Gundula Bavendamm: Veranstaltungen
g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de

Dr. Susanne Brandt: Unendliche Welten
s.brandt@akmilitaergeschichte.de

Daniel Hohrath M. A.: Wissensch. Projekte
d.hohrath@akmilitaergeschichte.de

Dr. Stefan Kaufmann: Essays
s.kaufmann@akmilitaergeschichte.de

Dr. Markus Pöhlmann: Institutionen
m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de

Dr. Michael Sikora: Essays
m.sikora@akmilitaergeschichte.de

Ulrich Tiedau: Layout
u.tiedau@akmilitaergeschichte.de

Dr. Dierk Walter: Veranstaltungen
d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich.

Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v.a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen, Calls for Papers etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzudrucken oder in Vereinbarung mit dem / der Verfasser / in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e.V.
Geschäftsstelle / Redaktion newsletter
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Historisches Seminar II
Universitätsstraße 1
D-40225 Düsseldorf

E-Mail: geschaeftsstelle@akmilitaergeschichte.de

Web: <http://www.akmilitaergeschichte.de>

Inhalt

Aus dem Arbeitskreis	5
Informationen zur Mailingliste.....	6
Aufruf: Erstellung einer Mitgliederliste mit Arbeitsschwerpunkten	7
Editorial	7
Essays	
Der Erste Weltkrieg als „Kampf der Kulturen“? Zur Kritik der Wiederentdeckung des „Liberalen Friedens“ in der Politikwissenschaft	8
<i>Ralph Rotte</i>	
Opfer und Opfer. Die Halbwertszeit von Kriegen	12
<i>Ries Roowaan</i>	
„Pourquoi pleurer pour des fils ingrats?“ Erinnerungen westafrikanischer Soldaten des Ersten Weltkriegs	15
<i>Christian Koller</i>	
Der alliierte Bombenkrieg und die deutsche Verdunkelungsgesellschaft	20
<i>Markus Pöhlmann</i>	
Wissenschaftliche Projekte	
Deutschlands Politik gegenüber der Türkei und Ägypten im Ersten Weltkrieg (Dissertation)	23
<i>Salvador Oberhaus</i>	
Internationalismus im Krieg. Die Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Linken (1914–1923) (Dissertation)	25
<i>Joachim Schröder</i>	
Historische Orte, Institutionen und Forschungsbereiche	
Das Bismarck-Museum Friedrichsruh	27
<i>Dierk Walter</i>	
Von der Datenmigration zur Katalogdeportation. Der Systematische Katalog der Bibliothek für Zeitgeschichte auf Fiche und die Folgen	28
<i>Winfried Mönch</i>	
Unendliche Welten	
„Pearl Harbor“, Director’s Cut, DVD. „Nichts ist stärker als das Herz eines Freiwilligen.“	30
<i>Susanne Brandt</i>	
Tagungsberichte	
Guerra ai Civili – War at Civilians. Internationale Tagung zum „Krieg gegen die Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg“, Universität Bologna 19.–22. Juni 2002.....	33
<i>Kerstin von Lingen</i>	
Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft. Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V., Augsburg, 1.–3. November 2002	35
<i>Birgit Beck</i>	

Tagungsankündigungen / Calls for Papers

Kriege im 21. Jahrhundert. Privatisierung und Kommerzialisierung von Gewalt. Tagung der Evangelischen Akademie zu Berlin 21.–23. Februar 2003	38
Späte Erinnerung oder Tabubruch? Deutsche als Opfer von Krieg, Flucht und Vertreibung. Vlotho-Tagung 2003 des Centre for East German Studies, University of Reading, in Zusammen- arbeit mit dem Gesamteuropäischen Studienwerk Vlotho (GESW) 16.–20. Juli 2003	39
Pazifistinnen / Pazifismus: Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung. Interdisziplinäres Colloquium. Berlin, 9.–10. Mai 2003	40
Call for Papers. Soldat und Gesellschaft. Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte. Jahrestagung 2003 des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V. Schloss Reinbek bei Hamburg, 10.–11. Oktober 2003	42
Call for Papers. “Collateral Damage” and History. Munk Centre for International Studies, Toronto 6–7 November 2003	43

Preise/Ausschreibungen

Aufruf zur Teilnahme. Werner-Hahlweg-Preis 2004 für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften	46
---	----

Aus dem Arbeitskreis

Anfang November 2002 hat unser Arbeitskreis seine Jahrestagung abgehalten. Veranstaltungsort war diesmal Augsburg. Das Thema, „Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft“, versprach eine interessante Veranstaltung. Tatsächlich war die von Günther Kronenbitter, Markus Pöhlmann und Dierk Walter hervorragend organisierte Konferenz sehr anregend und wissenschaftlich ertragreich. Es dürfte sich daher als lohnend erweisen, die Beiträge in einem größeren Band zu veröffentlichen.

In Verbindung mit der Jahrestagung fand auch die Mitgliederversammlung statt. Ein besonders wichtiger Tagesordnungspunkt war dabei die Ergänzungswahl zum Vorstand. Diese Wahl war durch den Rücktritt von Wilhelm Deist vom Amt des Ersten Vorsitzenden notwendig geworden. Herr Deist, der den Arbeitskreis seit seiner Gründung geleitet hat und sich dabei große Verdienste erwarb, wurde von einer dankbaren Mitgliederversammlung zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Wir alle hoffen, dass Wilhelm Deist in dieser Funktion noch lange in unserem Arbeitskreis aktiv sein möge.

Nun hat die Mitgliederversammlung beschlossen, mich als Wilhelm Deists Nachfolger zum Ersten Vorsitzenden zu wählen. Ich betrachte diese Wahl natürlich als eine Ehre, aber auch als große Verpflichtung. Mit der bisherigen Entwicklung des AKM können wir ja durchaus zufrieden sein. Jährlich werden interessante Tagungen durchgeführt, der Arbeitskreis ist finanziell gesund, die Mitglieder sind engagiert tätig, und der *newsletter* erfreut sich weit verbreiteter Anerkennung. Vor allem aber ist es dem AKM gelungen, einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung und Förderung der Militärgeschichte zu leisten. Dennoch bleibt viel zu tun. So wollen wir die Zusammenarbeit mit anderen interessierten Arbeitskreisen verbessern. Zu diesem Zweck ist im Mai ein Treffen auf Vorstandsebene geplant, um die weitere Arbeit zu koordinieren. Wir hoffen, den Arbeitskreis auch international noch besser platzieren zu können. Auch auf diesem Gebiet sol-

len verstärkte Anstrengungen unternommen werden.

Wichtig wird es aber auch sein, die Mitglieder des AKM noch stärker als bisher zur aktiven Mitarbeit anzuspornen. Die zahlenmäßige Beteiligung an der Augsburger Tagung war doch ein wenig enttäuschend. Auch auf anderen Gebieten, so etwa im Zusammenhang mit der Mailingliste, könnte man sich etwas mehr Engagement vorstellen. Wir sollten daher alle überlegen, wie wir die Aktivitäten innerhalb des Arbeitskreises in Zukunft intensivieren können. Workshops und ähnliche Veranstaltungsformen der etwas informelleren Art könnten sich hierbei als hilfreich erweisen.

Der Vorstand wird sich bemühen, Anregungen und Aktivitäten auch in Zukunft zu bündeln und voranzutreiben. In diesem Zusammenhang ist es sehr wünschenswert, dass der Vorstand in Zukunft durch weitere jüngere Mitglieder bereichert wird. In Augsburg wurde mit der Wahl von Gundula Bavendamm zur Beisitzerin ein erfreulicher Anfang gemacht. Für die Zukunft des AKM ist es von großer Wichtigkeit, dass sowohl der Vorstand wie auch die *newsletter*-Redaktion durch den Zufluss jüngerer Leute in Form gehalten werden.

Zentrale Instrumente zur Förderung der Arbeit des AKM, wie auch zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls werden weiterhin die Jahrestagungen bilden. Die nächste derartige Veranstaltung wird am 10. und 11. Oktober 2003 auf Schloss Reinbek bei Hamburg stattfinden. Thema: *Soldat und Gesellschaft. Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte*. Es gibt auch bereits erste interessante Anregungen für weitere Konferenzen in der Zukunft. Derartige Vorschläge sind immer willkommen. Der Vorstand freut sich zudem über jedes Mitglied, das bereit ist, sich an der anstrengenden Aufgabe zu beteiligen, eine unserer Konferenzen zu organisieren. Der große Erfolg der Augsburger Tagung könnte hierbei als Ansporn dienen.

Mit den besten Grüßen

Ihr Stig Förster

Informationen zur Mailingliste

Sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem die im Oktober 2001 versuchsweise eingeführte Mailingliste des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. sich infolge von technischen Problemen leider nicht einer allzu großen Beliebtheit der Mitglieder/innen erfreuen konnte, hat sich der Vorstand des Arbeitskreises Militärgeschichte entschlossen, diese Liste aufzugeben. Um in Zukunft solche Probleme wie den Befall von Mails durch Viren oder die Verbreitung von nicht fachspezifischen oder lediglich der Verbreitung von einschlägiger Werbung dienenden Mails, sogenannter Spams, zu unterbinden und die Fachkommunikation mit Hilfe der neuen Medien dennoch auf eine breitere Grundlage zu stellen, wurde auf dem sicheren Server des Historischen Centrums Hagen eine neue Liste eingerichtet, die seit wenigen Tagen online ist. Sie erreichen die Startseite dieser Liste unter der Internet-Adresse <http://mail.hclist.de/mailman/listinfo/akm>.

Im Unterschied zur bisherigen Liste, deren Mitgliederverwaltung von der Geschäftsstelle des Arbeitskreises vorgenommen wurde, ermöglicht es die neue Mailingliste jedem Mitglied, sich dort selbst einzutragen und nach der Registrierung an die Adresse akm@hclist.de E-Mails zu versenden. Der Umzug zum Server des Historischen Centrums Hagen erfordert es daher, dass auch die bisher unter der alten Listenadresse akmilitaergeschichte-l@rzr.TU-Berlin.de eingetragenen Mitglieder sich neu registrieren. Diese Registrierung erfolgt in einem Formular auf der Startseite der mit dem englischsprachigen Listenverwaltungsprogramm „Mailman“ betriebenen Mailingliste. Bitte geben Sie dort unter „Subscribing to akm“ Ihre EMail-Adresse ein und wählen Sie ein Passwort, das Sie bitte in einem zweiten Feld bestätigen. Das Passwort sollte aus einer alphanumerischen Ziffernfolge bestehen, um die Sicherheit Ihres Zugangs zu gewährleisten. Zu Beginn jedes Monats wird dieses Passwort, falls Sie es einmal vergessen sollten, Ihnen in einer Erinnerungsmail bestätigt; die Administration hat selbstverständlich keinen Zugang zu den Passwörtern. Zusätzlich haben Sie die Möglichkeit, die Option eines „Digest“ zu wählen, mit der Ihnen die täglich eingehenden Mails in einer zusammenfassenden Mail zuge-

stellt werden. Bitte wählen Sie dazu unter „Would you like to receive list mail batched in a daily digest?“ nach der Eingabe des Passwortes die Option „Yes“.

Um die Sicherheit der Liste zu erhöhen und gleichzeitig Spams auszuschließen, hat sich der Vorstand zu der Form einer moderierten Liste entschlossen. Dies bedeutet, dass alle Registrierungen durch den Administrator der Liste bestätigt werden müssen und auch die eingehenden Mails erst freigeschaltet werden müssen. Um die Gefahr von Virenmails weitgehend auszuschalten, hat sich der Vorstand daneben entschlossen, künftig keine Mails mit Dateianhängen, sog. Attachments, mehr an alle Listenmitglieder weiterzuleiten; diese werden also nicht mehr freigeschaltet. Sog. Cross-Postings, also die Weitergabe von Mails anderer Listen, sollen, so weit dies sinnvoll ist, unterbunden werden.

Mit dem Wechsel der Liste zu einem neuen und meiner Erfahrung nach sicheren Server ist auch ein Wechsel in der Person des Administrators verbunden. In Zukunft werde ich diese Rolle hoffentlich zur Zufriedenheit aller eingetragenen Mitglieder übernehmen und hoffe auf eine gute Kooperation – und auf viele neue Mitglieder/innen, die sich in diese Liste eintragen. Wir hoffen, dass die neue Mailingliste die interne Kommunikation der Mitglieder/innen über wissenschaftliche Veranstaltungen, Calls for Papers, Stellen- und Stipendienausschreibungen im Bereich der Militärgeschichte zu verbessern hilft.

Für Fragen zu technischen Einzelheiten rund um das Programm „Mailman“ stehe ich Ihnen selbstverständlich auch per Mail zur Verfügung unter Michael-Schroeders@t-online.de. Einzelheiten zu weiteren, persönlichen Einstellungen der Mailingliste, die Sie selbst vornehmen können, werde ich Ihnen über die Mailingliste gesondert mitteilen und darin auch detailliert Stellung nehmen zu Fragen wie Cross-Posting und Sicherheit der Liste. Abschließend möchte ich dem Historischen Centrum Hagen und besonders Herrn Ralf Blank M. A. herzlich für die rasche Einrichtung dieser Liste danken.

Mit freundlichen Grüßen

Michael Schröders

Aufruf: Erstellung einer Mitgliederliste mit Arbeitsschwerpunkten

Von Rüdiger Schiel

Auf der vergangenen Jahrestagung in Augsburg kam aus dem Plenum die Anregung, eine Mitgliederliste bereit zu stellen, aus der Institutionsanbindung und Arbeitsschwerpunkte der Mitglieder des Arbeitskreises ersichtlich werden. Der Vorstand hat den Vorschlag aufgegriffen, zur Erstellung und Aktualisierung der Liste habe ich mich bereit erklärt. Ziel eines derartigen Unternehmens soll sein, einen Überblick über die Bandbreite der Arbeitsschwerpunkte innerhalb des Vereins zu geben und den direkten wissenschaftlichen Austausch unter den Mitgliedern zu fördern. Ausdrücklich werden auch die Mitglieder zum Eintrag aufgefordert, die keine institutionelle Anbindung haben oder sich noch im Studium befinden.

Der Eintrag in die Liste ist erwünscht aber natürlich freiwillig. Aus datenschutzrechtlichen

Gründen wird die Liste nur den Mitgliedern des AKM zugänglich gemacht und die Weitergabe der Daten an Dritte darf auch seitens der Mitglieder nur mit Einverständnis der Betroffenen erfolgen. Momentan laufen die technischen Planungen noch, auf jeden Fall wird die Liste aber sowohl über das Internet als auch in Papierform bereit gestellt werden.

Alle interessierten Kolleginnen und Kollegen werden gebeten, die unten genannten Fragen zu beantworten und entweder als Mail an mich (ruedigerschiel@gmx.de) oder schriftlich an die Geschäftsstelle des AKM einzusenden:

- Name, Vorname (ggf. akademischer Grad)
- Institution
- Arbeitsschwerpunkte (max. 3 in Stichworten)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

fast jedes Editorial der letzten Ausgaben beinhaltete auch einen Dank an einen Redakteur oder eine Redakteurin, die aus beruflichen Gründen nicht länger für den *newsletter* tätig sein kann. Schon ist es wieder soweit, denn Gundula Bavendamm ist, Stig Förster hat es bereits erwähnt, frisch gebackenes Vorstandsmitglied und beendet ihre Mitarbeit in der Redaktion mit dieser Ausgabe. Insgesamt 13 Ausgaben hat Gundula Bavendamm mitgestaltet, im Impressum der Ausgabe nr. 6 (April 1998) erscheint ihr Name zum ersten Mal, das war übrigens auch die erste Ausgabe, in der die Redakteure namentlich genannt wurden, weil es mehr als zwei geworden waren. Aber auch schon bei den handkopierten *newslettern* 1–5 zählte Gundula Bavendamm zu den Freiwilligen, die beim Zusammenheften und Verschicken halfen.

Mehr als zehn Ausgaben hat sie das Ressort „Projektberichte“ betreut und zwar mit großem Engagement. Mit ihrem Umzug von Freiburg nach Berlin und dem Beginn ihrer Arbeit am Deutschen Historischen Museum vollzog sie

auch einen Ressortwechsel. Seit dem *newsletter* nr. 17 (April 2002) zeichnete sie für die Veranstaltungen verantwortlich. Mit ungebrochener Energie hat sie Tagungsberichte eingeworben und selber geschrieben. Jetzt also der nächste Sprung, raus aus der Redaktion und hinein in den Vorstand. Wir danken Gundula ganz herzlich dafür, dass der *newsletter* über so viele Jahre und Ausgaben hinweg auch ihr „Baby“ gewesen ist.

Und mit diesem Dank leiten wir über zu einer Bitte an unsere Leser: Vergessen Sie nicht, den *newsletter* auch als Forum zu nutzen, d.h. berichten Sie von interessanten Tagungen, die Sie besuchen und machen Sie bei Ihren Studenten, Examenskandidaten oder bei Archivbesuchen Forscher darauf aufmerksam, dass der *newsletter* eine erstklassige Plattform bietet, die eigenen laufenden Arbeiten einer interessierten und kompetenten Leserschaft zu präsentieren.

Und last but not least möchten wir Ihnen eine anregende und vergnügliche Lektüre der aktuellen Ausgabe des *newsletter* wünschen.

Für die Redaktion

Susanne Brandt

ESSAYS

Der Erste Weltkrieg als „Kampf der Kulturen“?**Zur Kritik der Wiederentdeckung des „Liberalen Friedens“ in der Politikwissenschaft**

von Ralph Rotte

In der (vornehmlich angelsächsischen) Politikwissenschaft erfreut sich der theoretische Ansatz des „Liberalen Friedens“ vor dem Hintergrund der technologisch-ökonomischen Globalisierung in den letzten Jahren (wieder) wachsender Beliebtheit. Die Grundidee besagt, dass zunehmende, in erster Linie wirtschaftliche und finanzielle Interdependenz zwischen Staaten und Gesellschaften friedensfördernd wirkt. Daraus folgt, dass die Globalisierung die Stabilität des internationalen Systems grundsätzlich erhöhen müsste. Dabei bezeichnet das Konzept des Liberalen Friedens hier die direkten friedensfördernden Wirkungen, die von der Interdependenz ausgehen, während die indirekten Effekte auf den gesellschaftlichen und politischen Transformationsprozessen wachsender Interdependenz aufbauen, die schließlich zur Demokratisierung der Staaten und damit zum bekannten „Demokratischen Frieden“ führen sollen. Im Zentrum des vorliegenden Essays steht, soweit eine Trennung der beiden interagierenden Formen möglich ist, der Liberale Frieden i.e.S.

Der theoretische Transmissionsmechanismus des Liberalen Friedens basiert letztlich auf einer Übertragung des Erwartungsnutzen-Ansatzes aus der Ökonomie auf die Außenpolitik. In Anlehnung an die ökonomische (Neo-) Klassik und die soziologische *Rational Choice*-Schule wird behauptet, dass infolge der „Sensitivity“- und „Vulnerability“-Interdependenz aufgrund wachsender Handels- und Finanzverflechtung mit der Zunahme der Kosten einer militärischen Auseinandersetzung der Anreiz zur Anwendung von Gewalt zur staatlichen Interessensdurchsetzung sinkt. Mit zunehmender wirtschaftlicher Öffnung und Interdependenz wird der Faktor Machtpolitik danach mehr und mehr obsolet, und zwar ungeachtet der innenpolitischen Verteilung von Handelsgewinnen. An dieser Vorstellung ist in mancherlei Hinsicht Kritik geübt worden. Zu den wichtigsten Einwänden zählt, dass die Betonung materiellen Kalküls im Liberalen Frieden die Bedeutung immateriell-kultureller Fundamente politischen Handelns tendenziell unterschätzt.

Zur pointierten Darstellung dieses Einwands kann Huntingtons vieldiskutierte Idee eines „Kampfes der Kulturen“ herangezogen werden, da sie sich als konziser Ausdruck einer auf immateriell-kulturellen Aspekten aufbauenden Sicht der internationalen Politik und damit als Gegenentwurf zur materiell-ökonomischen Perspektive des *Liberal Peace* auffassen lässt. Die Rolle der Kultur für die Außenpolitik wurde während des Kalten Krieges in den Internationalen Beziehungen (mit Ausnahmen weniger Arbeiten, beispielsweise Adda Bozemanns) weitgehend vernachlässigt und wird zur Zeit „wiederentdeckt“. Als zentrales kulturelles Grundproblem des Liberalen Friedens wurde in der Diskussion dessen Bindung an das Menschen- und Gesellschaftsbild westlicher Prägung identifiziert, das, analog zum *homo oeconomicus* der Volkswirtschaftstheorie, als für die ganze Welt gültig betrachtet wird. Dagegen äußert sich im *Clash of Civilizations* ein kulturelles Konfliktpotential, dessen verschiedene Aspekte in Huntingtons Werk teilweise überspitzt zusammengefasst werden. Trotz der verschiedentlich vorgebrachten Kritik an Huntingtons Ansatz kann man seine Grundidee mit ihrer Betonung des kulturpluralistischen Aspektes der Weltpolitik als brauchbare Kontrastfolie zum Liberalen Frieden betrachten.

Vor dem bekannten wirtschaftshistorischen Hintergrund, dass die europäischen Staaten vor 1914 bereits ein äußerst hohes Maß an ökonomischer Interdependenz aufwiesen, welches mit den heutigen Verhältnissen zumindest qualitativ durchaus vergleichbar war, ist es nicht verwunderlich, dass die gegenwärtige Auseinandersetzung um die friedenspolitischen Konsequenzen der Globalisierung zwischen den Anhängern der ökonomisch-rationalistischen *Liberal Peace*-Schule und der kulturalistischen *Clash of Civilizations*-Theorie in ähnlicher Form auch und gerade in Deutschland bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts schon einmal geführt worden ist. Dabei war die liberale Wirtschaftstheorie, auf die das Konzept des Liberalen Friedens zurückgeht, vor 1914 keineswegs so unumstritten wie der mikroökonomisch fundierte

volkswirtschaftliche *Mainstream* heute. Dies ist deshalb besonderes interessant, da die theoretischen Alternativpositionen auch heute noch für die ökonomische Perzeption politischer Entscheidungsträger, die keine ausgebildeten Volkswirte sind, bezeichnend sein können.

Insgesamt lassen sich vor 1914 vier „Schulen“ im Sinne grundsätzlicher Auffassungsschwerpunkte unterscheiden: (1) Der „ökonomische Pazifismus“ argumentierte weitgehend gemäß den Erwartungen des heutigen Liberalen Friedenskonzepts und lehnte sowohl Kriegsführung als auch Kriegsvorbereitung (Hochrüstung) als zu kostspielig und damit ökonomisch unsinnig ab. (2) Die „realpolitische“ Schule war zwar ebenfalls von der ökonomischen Ineffizienz des Krieges überzeugt, hielt jedoch seine Abschaffung für unmöglich und plädierte daher für eine völkerrechtliche Begrenzung des Krieges, etwa durch Rüstungsbeschränkungen, Schiedsgerichtsbarkeit und Kriegsvölkerrecht. Sie erkannten gleichzeitig einen gewissen Abschreckungscharakter militärischer Macht an und sahen in staatlicher Militärmacht eine wirtschaftsförderliche Versicherung im Sinne einer *Supply Side*-Argumentation und ein Instrument der Konjunkturpolitik. (3) Die „ökonomischen Kriegsbefürworter“ gingen noch einen Schritt weiter und unterstrichen die positiven wirtschaftlichen Folgen von Hochrüstung und Krieg. Der Krieg ermöglicht danach nicht nur eine Volllastung der nationalen Ressourcen, sondern löst durch die staatliche Nachfragesteigerung einen Wachstums- und Beschäftigungsschub aus, fördert die Überwindung von den Strukturwandel hemmenden Verteilungskonkurrenzen und schaltet wirtschaftliche Konkurrenz aus. Der Krieg erweist sich damit trotz kurzfristiger Kosten als langfristig positiv für die Ökonomie. (4) Die Gruppe der Sozialisten i. w. S. betonte schließlich die historische Unvermeidbarkeit des Krieges als Ausdruck des kapitalistischen Wirtschaftssystems, sowohl in

Hinsicht auf die innenpolitischen Strukturen der imperialistischen Mächte als auch auf das grundsätzliche Prinzip der nationalen Verdrängung im Wettbewerb um knappe Ressourcen und Kommunikationslinien.

Das Fehlen eines ökonomischen Bewusstseins für das Kriegsrisiko ist angesichts dieser Diskussion vor 1914 also auszuschließen. Zieht man die neuere militärhistorische Literatur hinzu, so ist darüber hinaus besonders interessant,

In der (vornehmlich angelsächsischen) Politikwissenschaft erfreut sich der theoretische Ansatz des „Liberalen Friedens“ vor dem Hintergrund der technologisch-ökonomischen Globalisierung in den letzten Jahren (wieder) wachsender Beliebtheit. Die Grundidee besagt, dass zunehmende, in erster Linie wirtschaftliche und finanzielle Interdependenz zwischen Staaten und Gesellschaften friedensfördernd wirkt. Daraus folgt, dass die Globalisierung die Stabilität des internationalen Systems grundsätzlich erhöhen müsste ...

dass nicht nur die *theoretischen* Argumente des Liberalen Friedens, etwa von Norman Angell, intensiv diskutiert wurden, sondern dass auch dessen *praktisch-politische* Voraussetzung, nämlich die extremen potenziellen Kosten eines europäischen Großkrieges, wahrgenommen wurde. In diesem Sinne warnten nicht nur Pazifisten und Sozialisten, sondern auch hochrangige Militärs und Politiker wie von Moltke d. Ä., von der Goltz, von Caprivi, von

Moltke d. J., Köpke oder von Bernhardt vor den Konsequenzen.

Wenn also zumindest im Hinblick auf wesentliche Teile der deutschen Eliten der Konflikteskalation von 1914 keineswegs ein falsches Bild vom modernen Krieg zugrunde lag, stellt sich die Frage, welche Faktoren die politische Entscheidungsfindung vom ökonomischen Kosten-Nutzen-Kalkül abweichen ließen. Hierzu gehören die in der historischen und politikwissenschaftlichen Literatur sattem diskutiert zeitdruck- und informationsbedingten, innenpolitischen, psychologischen und institutionellen Friktionen in der Julikrise. Besonders problematisch wird die ökonomische Simplifizierung des Liberalen Friedens jedoch dann, wenn zentrale immaterielle Entscheidungsmotive nicht berücksichtigt werden, die letztlich auf das kulturelle Element außenpolitischen Verhaltens verweisen. Sobald eine außenpolitische Reaktion durch eine absolute Wertvorstellung getrieben wird, relativiert sich offensichtlich der ökonomische Aspekt. Ähnlich verhält es sich, wenn sich außenpolitische Entscheidungs-

träger von den Geschehnissen treiben lassen, anstatt zu versuchen, sie aktiv zu beeinflussen. Das traf insbesondere auf den Fatalismus der militärischen wie politischen Führung Deutschlands und Österreichs zu, der gerade in Kreisen der militärischen Eliten durch eine grundlegende Orientierungslosigkeit und Zukunftsangst unter dem Eindruck der Moderne gefördert wurde. Im Unterschied zur britischen Position war darüber hinaus die Perzeption der außenpolitischen Eliten Kontinentaleuropas und eben auch Deutschlands durch einen tradierten Ehrbegriff beeinflusst, der an Stelle „kaufmännischen“ Abwägens der Risiken und potenziellen Nettoerträge eines Krieges das demonstrative Festhalten am einmal eingeschlagenen Kurs zur Verteidigung der persönlichen wie nationalen Ehre forderte.

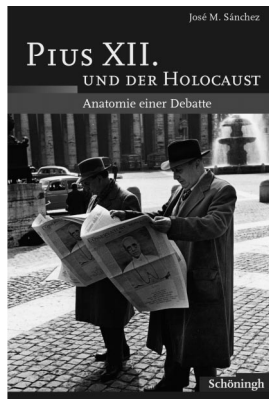
Quasi als ideell-antimaterialistischer Gegenentwurf zum ökonomisch-materiellen Liberalen Frieden lassen sich hier die „Ideen von 1914“ anführen, die den Weltkrieg aus deutscher Sicht ganz explizit als Überlebenskampf der Kulturen interpretierten, der die machtpolitische Auseinandersetzung transzendiere. Dabei ist aufgrund der geistesgeschichtlichen und erzieherischen Verwurzelung, der mangelnden Vorbereitung der Reichsleitung sowie der durchaus auch regime- und zeitkritischen intellektuellen Fundierung davon auszugehen, dass die „Ideen“ als ideologisch-intellektuelle Fundierung des „Augusterlebnisses“ kein reines Propagandakonstrukt zur kriegspolitischen Mobilisierung des deutschen Volkes waren. Ihr Inhalt wurde von den Vertretern der geistigen Elite Deutschlands vielmehr tatsächlich sehr ernst genommen und nach damaliger Lesart durchaus wissenschaftlich fundiert, etwa durch Ernst Troeltsch. Die extreme Ausformung der „Ideen“ als antiwestliche Kriegsideologie des Reiches wurde außerdem erst durch den Kriegseintritt Großbritanniens ermöglicht. Gegen Frankreich und Russland allein war eine solche explizite Äußerung latent vorhandener Opposition gegen die als typisch „angelsächsisch“ verstandene Globalisierung, Ökonomisierung und Demokratisierung des modernen Lebens nicht möglich. Die ehrliche Entrüstung in weiten Teilen der Bevölkerung und Eliten über den britischen Kriegseintritt verlieh den ansonsten keineswegs völlig konsistenten Auffassungen in den „Ideen“ einen weltanschauli-

chen Fokus, der sich erst mit der Auflösung des „Burgfriedens“ seit dem dritten Kriegsjahr wieder zerfaserte.

Zu den zentralen Aspekten des Weltkrieges als „Kulturkrieg“ gehört die Ablehnung einer globalen Universalkultur, welche die Westmächte Deutschland gewaltsam aufoktroyieren wollten. Die deutsche Kultur sei außerdem grundsätzlich verschieden sowohl von der westlich geprägten Kultur Großbritanniens oder Frankreichs wie von der osteuropäischen Kultur, die mit russischer „Barbarei“ identifiziert wird. Das Spezifikum der deutschen Kultur ist nach den „Ideen von 1914“ die idealistische, innerliche Tiefe, die der Oberflächlichkeit und dem Materialismus insbesondere der angelsächsischen Kultur entgegengesetzt wird.

Entsprechend basiere die „höhere“ deutsche Ethik und Gesellschaftslehre nicht auf dem westlichen, utilitaristischen Individualismus, sondern auf einem Freiheitsbegriff, der sich am Kollektiv und am Kantschen Pflichtgedanken orientiere. Trotz ihrer nationalen Ausrichtung gehörte zu den „Ideen“, dass die deutsche Kultur keineswegs chauvinistisch sei, sondern vielmehr aufgrund ihrer besonderen, transzendenten Tiefe und der Vertretung einer höheren Freiheit universalen Charakter besitze, der im Unterschied zum Westen (und zum Osten) nicht dem Abstieg in die Dekadenz verfallen sei. Daraus folgt trotz der postulierten Toleranz gegenüber anderen Völkern ein gewisser Führungsanspruch des deutschen Machtstaates. Bemerkenswerterweise war die Sicht einer spezifisch deutschen Eigenkultur auch im Ausland, etwa bei John Dewey, durchaus anerkannt und wurde bis weit in den Krieg hinein nicht unbedingt als negativ angesehen, z.B. in den USA oder Australien.

In dieser einflussreichen zeitgenössischen Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs begegnen also eine ganze Reihe von Aspekten, die u.a. die immateriellen, ideologisch-kulturellen Aspekte der Entscheidung über Krieg und Frieden betonen und damit dem Kalkül des Liberalen Friedens widersprechen. Zugespitzt bedeutet dies trotz aller notwendigen Vorbehalte gegen historische Analogieschlüsse, dass zumindest ein Teil der Vertreter der Internationalen Beziehungen aufgrund ihrer letztlich objektivistisch-ökonomisch geprägten Ahistorizität und Kulturvergessenheit gegenwärtig mög-



José M. Sánchez
Pius XII. und der Holocaust

Anatomie einer Debatte

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Karl Nicolai

2003. XXII + 167 Seiten, kart.

€ 14,90/sFr 25,40

ISBN 3-506-77553-7

»Was Sanchez geschrieben hat, bringt die Geschichtswissenschaft voran und öffnet dem breiteren, zeitgeschichtlich interessierten Publikum den Weg zu eigenem Urteil. Er will den Leser weder überreden noch emotionalisieren... Deshalb macht seine Lektüre wirklich klüger.«

Konrad Repgen in: FAZ

Bernd Wegner (Hrsg.)
Wie Kriege entstehen

Zum historischen Hintergrund zu Staatenkonflikten

2., durchgesehene Auflage 2003. 378 Seiten, Festeinband

€ 41,-/sFr 69,80

ISBN 3-506-74473-9

= Krieg in der Geschichte, Band 4

»Die Lektüre des Buches sei nachdrücklich empfohlen!«

Geschichte, Politik und ihre Didaktik

Bernd Wegner (Hrsg.)
Wie Kriege enden

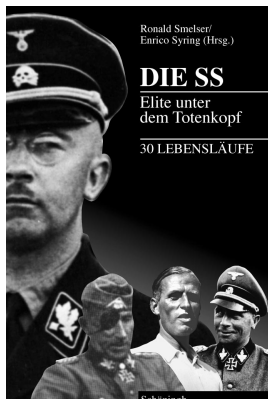
Wege zum Frieden von der Antike bis zur Gegenwart

2002. XXVIII + 383 Seiten, Festeinband

€ 41,-/sFr 69,80

ISBN 3-506-74485-2

= Krieg in der Geschichte, Band 14



Ronald Smelser/Enrico Syring (Hrsg.)

Die SS:
Elite unter dem Totenkopf

30 Lebensläufe

2., durchgesehene und aktualisierte Auflage 2003.

463 Seiten, 30 Abb., Leinen mit Schutzumschlag

€ 35,80 /sFr 60,80

ISBN 3-506-78562-1

»Ein wichtiges und zugleich populär geschriebenes Werk zum Verständnis des Nationalsozialismus«

Schwäbische Zeitung

»Die Biographien lesen sich spannend. Nicht nur für Fachleute, auch für interessierte Laien eine Bereicherung ihres Wissensstandes.«

Archiv für Polizeigeschichte

»Ein Buch wider das Vergessen«

Augsburger Allgemeine

Wolfgang Dierker
Himmlers Glaubenskrieger

Der Sicherheitsdienst der SS und seine Religionspolitik
1933-1941

2., durchgesehene Ausgabe 2003.

640 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag

€ 82,20/sFr 139,80

ISBN 3-506-79997-5

= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte,
Reihe B: Forschungen, Band 92

»Dierker analysiert die kirchenpolitische Konzeption des Sicherheitsdienstes im Rahmen einer allgemeinen Strukturgeschichte und bettet die Analyse vorbildlich in den Gesamtzusammenhang der politischen Entwicklung des Regimes ein«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

licherweise dabei sind, nicht nur das Rad neu zu erfinden, sondern dabei auch noch die gleichen Fehler zu begehen, die bereits im Scheitern des Liberalen Friedens 1914 deutlich geworden sind. Dies gilt vor allem für das Verhältnis zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften, die noch über eine ausgeprägte eigenständige Kultur verfügen, vor allem die islamischen und asiatischen Staaten. In diesem Sinne unterstützt die zeitgenössische Interpretation des Ersten Weltkriegs als Verdrängungskonflikt verschiedener Weltanschauungen und ethisch-politischer Lebensentwürfe durchaus Huntingtons Grundgedanken eines *Clash of Civilizations*.

Literatur

Angell, Norman: *The great illusion. A study of the relation of military power to national advantage*. London 1910 (3.).

Bozeman, Adda: *The future of law in a multicultural world*. Princeton 1971.

Burkhardt, Johannes u.a.: *Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung*, München 1996.

Dewey, John: *On understanding the mind of Germany*. *The Atlantic Monthly*, 117, 1916, 251–262.

Huntington, Samuel P.: *Der Kampf der Kulturen – The Clash of Civilizations. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München, Wien 1997 (7.).

Levy, Jack S.: *Preferences, constraints, and choices in July 1914*. *International Security*, 15 (3), 1990, 151–186.

McMillan, Susan M.: *Interdependence and conflict*. *Mershon International Studies Review*, 41 (1), 1997, 33–58.

Offer, Avner: *Going to war in 1914: A matter of honor?* *Politics and Society*, 23 (2), 1995, 213–241.

Oneal, John R./Russett, Bruce M.: *The classical liberals were right: Democracy, interdependence, and conflict, 1950–1985*. *International Studies Quarterly*, 41 (2), 1997, 267–294.

Rotte, Ralph: *Global warfare, economic loss, and the outbreak of the Great War*. *War in History*, 5 (4), 1998, 481–493.

Rotte, Ralph: *Vom „Zwiespalt der Kulturen“ zum „Clash of Civilizations“*. Das exemplarische Scheitern des Liberalen Friedens 1914 und seine Lehren für die internationale Politik der Gegenwart. Neuried 2002 (in Vorbereitung).

Steinmetz, S. Rudolf: *Die Philosophie des Krieges*. Leipzig 1907.

Storz, Dieter: *Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg*. Herford, Berlin, Bonn 1992.

Troeltsch, Ernst: *Die Ideen von 1914*. Rede, gehalten in der „Deutschen Gesellschaft 1914“. *Die neue Rundschau*, 27 (5), 1916, 605–624.

Prof. Dr. Ralph Rotte, Institut für Politische Wissenschaft, RWTH Aachen, Ahornstr. 55, D-52074 Aachen, Email: rotte@ipw.rwth-aachen.de

Opfer und Opfer Die Halbwertszeit von Kriegen

von Ries Roowaan

Jeder Krieg wird irgendwann beendet, ist aber damit noch nicht definitiv vorbei. Nach dem Friedensschluss müssen beide Seiten mit den Gefallenen zurecht kommen: auf der individuellen, aber auch – was manchmal weitaus schwieriger ist – auf der kollektiven Ebene. Gedenktage und Denkmäler, die zur Erinnerung an die Gefallenen errichtet werden, bezeugen diesen Prozess. Am einfachsten haben es noch die Staaten, die einen Verteidigungskrieg ge-

wonnen haben. Viel schwieriger fällt es, den Opfern einen Sinn zu geben, wenn ein Angriffskrieg verloren ging.

Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg zeigen die ganze Palette möglicher Reaktionen und Probleme auf. In England und Frankreich wurden sehr schnell offizielle Gedenktage eingeführt und ein offizielles Denkmal errichtet: in London das Zenotaph von Edwin Lutyens und das Grab des Unbekannten Soldaten in West-

minster Abbey, in Paris ein ähnliches Grab unter dem Arc de Triomphe. Innerhalb von einigen Jahren entwickelten sich um diese Objekte neue Rituale, die bis heute Bestand haben. Die nicht selten pompösen Gedenkfeiern fanden stets am Denkmal statt und bald entstand auch die internationale Gepflogenheit, dass im Verlauf von Staatsbesuchen der Gast dort einen Kranz niederlegte.

Die Weimarer Republik hatte es viel schwieriger, denn nicht nur hatte Deutschland einen (Angriffs-) Krieg verloren, dies war auch noch mit einem von den Alliierten erzwungenen Wechsel der Staatsform einhergegangen. Die etwas paradoxe Folge war, dass die Aufgabe, der für die Verteidigung des Kaiserreiches gefallenen Soldaten zu gedenken, der unbeliebten Republik zufiel. Wie schwierig dies war, zeigt sich in der Gegebenheit, dass kein Kompromiss über das geplante Reichsehnenmal für die im Kriege Gefallenen erreicht werden konnte. Die Weimarer Republik würde nie ein solches Objekt bauen. Erst Hitler sollte 1935 das acht Jahre zuvor eingeweihte Tannenbergdenkmal in Ostpreußen nachträglich zum Reichsehnenmal erklären, die Berliner Neue Wache, ein 1931 eingeweihtes *Preußisches* Denkmal, jedoch als solches, das heißt für Kranzniederlegungen an Gedenktagen und bei Staatsbesuchen, benutzen. Aus dem selben Grund – der Unmöglichkeit, einen Kompromiss zu finden – hatte die Weimarer Republik in Abweichung von der internationalen Regel keinen staatlichen Feiertag zum Gedenken an die Gefallenen, sondern musste dem Volksbund für Kriegsgräberfürsorge, einem privaten Verband, die Organisation und Durchführung des Volkstrauertages überlassen. Bis zum heutigen Tag hat sich dies nicht geändert.

Problematischer noch gestaltet sich das Gedenken der Opfer im Falle eines verlorenen Angriffskrieges, an dessen Ende das geschlagene Land gezwungen wird, nicht nur die Staatsform zu ändern, sondern auch die Ereignisse

nachträglich aus der Perspektive der Sieger zu sehen. Dies war die Grundlage der Bundesrepublik, zugleich die Bedingung für die Wiederaufnahme in die internationale Völkergemeinschaft.

Neben der bereits äußerst schwierigen Aufgabe, vor solch einem Hintergrund der gefallenen Soldaten zu gedenken, gab es noch andere

Gruppen, der gedacht werden sollte: der Juden, dem Widerstand, der Sinti und Roma, der Zivilbevölkerung anderer Länder. Dies machte das Gedenken in der Bundesrepublik zu einem gordischen Knoten, denn es konnte nicht wie üblich die Bevölkerung zusammenschmieden, sondern hielt die Risse, die sich im Zeitraum 1933–1945 aufgetan hatten, offen.

Denkmäler geben keinesfalls die Vergangenheit getreu wieder, sondern

sind ein Spiegel der Zeit ihrer Entstehung und es ist eines der Klischees der frühen Bundesrepublik, dass sie am liebsten die Vergangenheit vergessen machen möchte. Gerade dies zeigte sich in ihren Denkmälern.¹ Die Tradition des Volkstrauertages wurde wieder aufgenommen, begangen wurde er auf einem kleinen Soldatenfriedhof, dem Ehrenteil des Nordfriedhofs der Stadt Bonn. Diese kommunale Ruhestätte mit den Gräbern gefallener Soldaten, der Opfer der Luftangriffe sowie russischer Kriegsgefangener war noch während des Ersten Weltkrieges eingerichtet worden und hatte keinen Bezug zur Bundesrepublik, außer dass sie zufälligerweise in der provisorischen Hauptstadt der jungen Republik gelegen war. Offizielle Kranzniederlegungen im Verlauf von Staatsbesuchen, die erst wieder seit Mitte der fünfziger Jahre stattfanden, gab es nicht, wenn aber der Gast Wert darauf legte, als Privatperson einen Kranz niederzulegen, wurde er zu einem kleinen Denkmal gebracht, das 1950 von der Stadt Bonn in Erinnerung an die 600 Bonner Bürger, die „rassisch, politisch und religiös“ verfolgt waren, gebaut wurde.

Jeder Krieg wird irgendwann beendet, ist aber damit noch nicht definitiv vorbei. Nach dem Friedensschluss müssen beide Seiten mit den Gefallenen zurecht kommen: auf der individuellen, aber auch – was manchmal weitaus schwieriger ist – auf der kollektiven Ebene. Gedenktage und Denkmäler, die zur Erinnerung an die Gefallenen errichtet werden, bezeugen diesen Prozess. Am einfachsten haben es noch die Staaten, die einen Verteidigungskrieg gewonnen haben. Viel schwieriger fällt es, den Opfern einen Sinn zu geben, wenn ein Angriffskrieg verloren ging.

Um 1960 entstand jedoch das Bedürfnis nach einem „würdigeren“ – gemeint war ein traditionelleres und ehrenvolleres – Gedenken der Opfer. Der Aufbau der Bundeswehr sowie die Einbindung in das westliche Verteidigungsbündnis machten die ganz offensichtlichen Unterschiede zu anderen Ländern geradezu peinlich. Der Bundespräsident legte jedes Mal, wenn er im Ausland war, einen Kranz nieder; in Deutschland aber wurde diese Handlung nicht von den Gästen vollzogen. Die Unzufriedenheit führte zu den ersten Plänen für das sogenannte Bonner Ehrenmal, die ziemlich pompöser Natur waren, dann aber nach und nach bescheidener wurden, so dass 1964 im zentral gelegenen Hofgarten eine einfache Bronzeplatte mit dem Satz „Den Opfern der Kriege und der Gewaltherrschaft“ eingeweiht wurde. Im Wort „Gewaltherrschaft“, wie vage es auch war, zeigte sich klar, dass die Zeit des Zweiten Weltkriegs viel mehr als nur rein militärische Operationen gesehen hatte.

Auch die rechtlichen Aspekte der Entstehungsgeschichte legten die Paradoxien der deutschen Geschichte offen. Die Regierung wollte zwar ein Denkmal in Bonn, es aber nicht bauen, denn das würde signalisieren, dass Berlin als Hauptstadt aufgegeben worden wäre, denn nur da könnte es errichtet werden. Deswegen wurde die Universität Bonn, die über ein repräsentatives Grundstück im Zentrum der Stadt verfügte, gebeten, das Denkmal auf ihrem Gelände zu bauen, während die Regierung die Kosten trug und dafür das Recht bekam, es zu benutzen.

Zufrieden war aber keiner mit dem Ergebnis. Es schien eher so, als ob es schon nach kurzer Zeit veraltet war, denn um 1970 machte die Ostpolitik von Willy Brandt einen Umweg wie den über die Bonner Universität unnötig. Die Bundesrepublik konnte ein Denkmal in Bonn bauen, ohne damit die Verdacht auf sich zu laden, sie hätte Berlin und damit die Rechtsnachfolgerschaft des Deutschen Reiches aufgegeben. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre entstanden daher seriöse Pläne für ein neues Denkmal in Bonn; für wen es genau errichtet würde, war aber sehr umstritten. Opferverbände, linke Parteien und Bürgerinitiative blockierten das Denkmal, das nur deutscher – obwohl nicht nur militärischer – Opfer gedenken sollte. So wurde die nationale Mahn- und Gedenkstät-

te, die meistens mit Bonner Mahnmal angedeutet wurde, nie gebaut, denn die Regierung wollte das geplante Objekt nur errichten, wenn es ein Denkmal des ganzen Volkes würde. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurde es dann definitiv aufgegeben.

Der Mauerfall änderte die Lage fast unmittelbar: Noch vor dem 3. Oktober 1990 entstanden Pläne, um die Neue Wache, die bereits in der Zwischenkriegszeit und danach von der DDR als solches benutzt worden war, zum endgültigen Denkmal für den Zweiten Weltkrieg und die Nazi-Zeit umzugestalten. 1993 erfolgte die Einweihung des Gebäudes; im Innenraum des Tempels stand eine Statue von Käthe Kollwitz, eingegraben war eine Platte mit der Inschrift „Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ – ähnlich der auf dem Bonner Ehrenmal. Unumstritten war auch dieses Monument nicht, nicht zuletzt, weil die Widmung als zu pauschal empfunden wurde.

Aus diesem Grund wurde an der Außenseite eine Texttafel angebracht mit Ausschnitten aus einer Rede, die Bundespräsident Richard von Weizsäcker anlässlich des vierzigsten Jahrestages vom 8. Mai 1945 gehalten hatte. Sie gibt eine präzise Auflistung aller Opferkategorien wieder, die zum Teil zivil und auch nicht-deutsch waren. Zwei in dieser Hinsicht aufschlussreiche Sätze auf der Texttafel läuten daher: „Wir gedenken der Völker, die durch Krieg gelitten haben“ und „Wir gedenken der Gefallenen der Weltkriege“. Rein nationales Gedenken – das Gedenken der eigenen Opfer, das Gedenken erfahrenen Leides – war in der Bundesrepublik unmöglich, eben weil die Vergangenheit durch die Brille der Alliierten gesehen werden musste. Somit entstand eine negative Beziehung zur Vergangenheit, eine Verneinung von Kontinuität über das Jahr 1945 hinaus.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Deutschland in mindestens fünf Momenten international eine Ausnahme darstellt. Erstens haben die meisten Länder nach dem Ersten Weltkrieg ein nationales Denkmal errichtet und dieses später umgewidmet, so dass es auch der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg diente. Die Bundesrepublik hatte vier Denkmäler und einen fehlgeschlagenen Plan dazu. Zweitens hat der einzigartige provisorische Charakter der Bundesrepublik die ersten Denkmäler entschieden geprägt, indem sie zwar als offizi-

elle Erinnerungszeichen benutzt, jedoch nie als solches bezeichnet wurden. Drittens wird bei Gedenkfeiern nicht wie in anderen Ländern an die großen Taten der Vorfahren oder an das Opfer der Gefallenen erinnert, sondern die Gedenktage sind, wie die Journalistin Eva Demski festgestellt hat, „fast immer eine feierliche Erinnerung an eine Panne [...] an etwas, das daneben gegangen ist.“ Viertens wird nicht nur der eigenen Opfer gedacht, sondern auch der durch Deutsche verursachten Opfer. In der Bundesrepublik wird an Deutsche und Nicht-Deutsche erinnert. Dies bedeutet, fünftens, dass die Gruppe, die gedenkt, nur zum Teil dieselbe Nationalität hat wie die Gruppe, der gedacht wird.

Jedes neue Denkmal löste heftige Debatten aus, zuletzt das Holocaust-Denkmal, mit dessen Bau in Berlin gerade angefangen wird. Mittlerweile wird auffällig sachlich und knapp über das Objekt berichtet. Wenn zudem in Betracht gezogen wird, dass Auslandseinsätze der Bundeswehr heutzutage eher als normal empfunden werden, dann spricht einiges für die These, dass der Zweite Weltkrieg nach mehr als 55 Jahren dann doch im Begriff ist, Vergangenheit zu werden.

Literatur

Fulbrook, Mary: *German National Identity after the Holocaust*, Cambridge 1999.

Gillis, John R. (Hrsg.): *Commemorations: The politics of national identity*, Princeton 1994.

Heinrich, Christoph: *Strategien des Erinnerns: Der veränderte Denkmalebegriff in der Kunst der achtziger Jahre*, München 1993.

„Pourquoi pleurer pour des fils ingrats?“

Erinnerungen westafrikanischer Soldaten des Ersten Weltkriegs

von Christian Koller

„Fürchte nicht das Vergessen. Wir haben einen Geist wie ein Füllfederhalter, einen Kopf wie ein Tintenfass, ein Gedächtnis wie Tinte und ein Hirn wie Papier“ (Diallo 1926: 168f.). Mit diesen Worten reagierte Bakary Diallo (1892–1979) auf die Aufforderung rekonvaleszenten afrikanischer Kameraden des Ersten Weltkriegs, ihre Erzählungen festzuhalten. Gleich-

Reichel, Peter: *Politik mit der Erinnerung: Gedächtnisorte im Streit um die nationale Vergangenheit*, München/Wien 1995.

Roowaan, Ries: „Nationaldenkmäler zwischen Geschichte und Kunstgeschichte“, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 78 (1996) S. 453–466.

Roowaan, Ries: „The *Neue Wache* in Berlin: From the Wars of Liberation to the Liberation from War“, in: Ashworth, Gregory/Rudi Hartmann (Hrsg.), *Horror and Human Tragedy Revisited: The Management of Sites of Atrocities for Tourism*, New York 2003.

Verheyen, Dirk: *National Identity and the Commemoration of War: Germany's Road to the Neue Wache*, Berkeley 1999 (= Center for German and European Studies Working Papers).

Dr. Ries Roowaan, Kerkstraat 94-A, NL-1017 GP Amsterdam, E-Mail: R.Roowaan@flash.a2000.nl

Anmerkung

¹ In den letzten zwanzig, dreißig Jahren fand in der Bundesrepublik eine ausführliche historische Auseinandersetzung mit Denkmälern statt. Ein Teil der Literatur war politisch motiviert und zielte darauf ab, die aus Sicht des Verfassers mangelhafte Vergangenheitsbewältigung zu beanstanden. Über das Problem der wissenschaftlichen Objektivität hinaus wurden methodische Fragen – vor allem die nach der Auswahl, nach einem repräsentativen Querschnitt der Denkmäler – aufgeworfen. Erstaunlich allerdings ist, dass es in den letzten Jahrzehnten zwar Veröffentlichungen zu einzelnen der hier vorgestellten Denkmälern gab, aber keine, in der eine vergleichende Linie zwischen allen vier bzw. fünf zentralen Gedenkstätten gezogen wurde. Gerade eine solche Perspektive, die auch knappe internationale Vergleiche heranzieht, verdeutlicht wichtige Aspekte der Nachwirkung des Krieges und des Holocausts.

wohl zeichnete er später seine Kriegserlebnisse auf und publizierte 1926 mit dem Buch „Force-Bonté“ die erste Autobiographie eines Schwarzafrikaners in französischer Sprache. Dass diese literarische Wortergreifung gerade im Nachgang zum Ersten Weltkrieg erfolgte, war eigentlich nur logisch.

Der Erste Weltkrieg bedeutete den Anfang vom Ende des Hochimperialismus. Die unmittelbaren Auswirkungen auf Afrika waren allerdings widersprüchlich; emanzipatorischen Tendenzen stand teilweise die Stärkung der politischen und wirtschaftlichen Bande zu den Kolonialmächten gegenüber. Der Krieg tangierte Afrika in mehrfacher Hinsicht. Nicht nur, dass in Afrika selber Kämpfe statt fanden – afrikanische Kräfte wurden ökonomisch mobilisiert, für Truppen zum Einsatz innerhalb und außerhalb Afrikas rekrutiert, wie auch als Kriegsarbeiter für metropolitane Fabriken herangezogen. Diese Vorgänge stießen auf zahlreiche Formen von Widerstand, sie weckten aber auch Hoffnungen auf eine Besserstellung der Kolonisierten nach Kriegsende und wurden von Segmenten der afrikanischen Eliten unterstützt.

Kerngebiet der Rekrutierungen im subsaharischen Afrika war Französisch-Westafrika. Ungefähr 134.000 westafrikanische Soldaten gelangten zwischen 1914 und 1918 auf europäischen Schlachtfeldern zum Einsatz (Michel 1982). Diese Praxis war in der europäisch-nordamerikanischen Öffentlichkeit heftig umstritten. Nicht nur die deutsche Propaganda, sondern auch Stimmen aus den neutralen und den angelsächsischen Staaten, hinter vorgehaltener Hand sogar französische Kolonialbeamte, prophezeiten eine gewaltige Erschütterung, ja eine existenzielle Bedrohung der kolonialen Ordnung, nachdem nun Schwarze an modernen Waffen ausgebildet und in Europa nicht nur Augenzeugen, sondern sogar Akteure eines „weißen Bruderkrieges“ wurden. Die offizielle Prognose der Franzosen war dagegen eine „fusion des races“, ein Assimilationsschub der Afrikaner, nachdem sie die Überlegenheit der „civilisation française“ vor Ort erfahren hatten (Koller 2001).

Wie aber erlebten die westafrikanischen Soldaten selbst ihren überseeischen Kriegseinsatz? Welche Bedeutung maßen sie ihm im Rückblick zu? Lässt sich eine einheitliche „Kriegserfahrung“, worunter ich im Anschluss an Klaus Latzel gelungene Interpretationen von Kriegserlebnissen verstehe, feststellen? Gibt es eine „mémoire collective“ im Sinne von Maurice Halbwachs, an der sich das individuelle Gedächtnis der Veteranen orientierte und die den Vergangenheitsdiskurs dominierte?

Die bereits erwähnten Erinnerungen Bakary Diallos waren geprägt durch die Faszination von der französischen Macht, ihrer Kultur und ihrer „Bonté“. So zeigte sich Diallo, obwohl er im Mutterland immer wieder Enttäuschungen und Zurückweisungen erleben musste, überzeugt, Frankreich sei „zu menschlich, um Gefühle zu haben, die der Menschlichkeit widersprechen“ (Diallo 1926: 177). Ob die ständige Betonung der Überlegenheit der französischen Kultur nur ein Ausdruck von Konformität oder nicht doch auch eine verdeckte Kritik an der den Idealen häufig nicht gerecht werdenden Wirklichkeit darstellte, ist in der Forschung zwar umstritten (Riesz 1999: 441). Diallos Ziel war aber ganz eindeutig, möglichst viel von den Franzosen zu lernen, um selber ein perfekter Franzose zu werden. Er glaubte an die Möglichkeit einer vollständigen Assimilation: „Wenn sich ein Schwarzer so stark an die Gebräuche eines Volkes assimiliert hat, dass er in der Sprache dieses Volkes träumt, so ist er ein Sohn dieses Volkes“ (Diallo 1926: 176).

Die Erlebnisse an der Front deutete Diallo nicht aus einer Opferperspektive. Er betrachtete den Krieg als Versündigung der Menschen an der Erdenmutter: „Arme Nährerin, die Menschen, die dank Deiner Fürsorge groß geworden sind, sind undankbar; unfähig, Dich zu vernichten, verfolgen sie sich gegenseitig und verletzen Dich ... Verstehen sie die Gesetze der Einigkeit nicht, trotz Deiner Güte, die geduldig all ihre Erfindungen erträgt und all ihre Bedürfnisse befriedigt, um ihr Leben so angenehm wie möglich zu machen? Ein Geschoss ist soeben auf Dir explodiert, noch eines. Nochmals sechs auf einmal, während andere brummend kommen, um Dich zu zerreißen; man sieht in den Löchern, die man in Dich gerissen hat, das Wasser steigen ... Warum, meine Mutter, um die undankbaren Söhne weinen, von denen ich der erste bin?“ (Diallo 1926: 124f.). Bezeichnenderweise ähneln die Attribute, mit denen Diallo hier die „nouricière“ charakterisierte, stark denjenigen, die er ansonsten der französischen „patrie“ zuschrieb. Würden alle Menschen die Ideale der „civilisation française“ hochhalten – so seine unterschwellige Botschaft – wären solche Kriege unmöglich. Diallos Erinnerungen mündeten denn auch in den Ausruf: „Vive la force-bonté de la France!“ (Diallo 1926: 208).

Wie repräsentativ für die westafrikanische Kriegserfahrung sind Diallos Memoiren? Zunächst ist festzuhalten, dass sich Diallos Kriegserlebnis in verschiedener Hinsicht von demjenigen der Mehrzahl seiner Kameraden unterschied. Diallo war bereits 1911 freiwillig in die französische Armee eingetreten und erlebte die für die westafrikanische Bevölkerung traumatisierenden Zwangsrekrutierungen der Jahre 1914 bis 1917 nicht. Auch verbrachte er nur eine relativ kurze Zeit an der Front. Bereits am 3. November 1914 wurde er am Unterkiefer schwer verletzt. Aufgrund seiner militärischen Leistungen wurde er befördert, erhielt die Tapferkeitsmedaille und 1920 sogar das französische Bürgerrecht. Nach dem Krieg blieb er bis 1928 in Frankreich, um dann als Kantonschef der Kolonialverwaltung in den Senegal zurückzukehren. Den Anstoß zur Niederschrift seiner Erinnerungen gab Lucie Coustonier, die Tochter eines Kolonialbeamten, die sich während des Krieges in Menton um verwundete Kolonialsoldaten gekümmert hatte.

Dank der Oral-History-Forschungen von Joe Lunn sind wir über die Kriegserfahrung einer größeren Zahl von Westafrikanern informiert (Lunn 1987 und 1999). Lunn führte 1982/83 mit 85 Veteranen und Zeitzeugen Interviews und konnte damit gut die Hälfte der damals noch lebenden senegalesischen Veteranen befragen. (Der letzte senegalesische Veteran des Ersten Weltkrieges ist im Herbst 1998 verstorben). Lunn konnte dabei zeigen, dass sich in den Jahren 1914 bis 1918 wichtige mentalitätshistorische Wandlungen des afrikanisch-französischen Verhältnisses vollzogen. Es veränderte sich sowohl das Bild der Westafrikaner von den „Tubabs“ (Franzosen) als auch vice versa. Die Westafrikaner lernten, in den Kolonialherren nicht mehr übermächtige „Teufel“ zu sehen, was sich in der Nachkriegszeit in einem gestärkten Selbstbewusstsein der Veteranen niederschlug. Bei den Franzosen machte das Ste-

reotyp des blutrünstigen Wilden einem stärker paternalistischen Bild der Westafrikaner als „grands enfants“ Platz.

Lunn konnte nun konstatieren, dass bezüglich der Bedeutung, die die Veteranen ihrem Kriegseinsatz hinsichtlich der eigenen Biographie wie auch der politischen Entwicklung zumaßen, keine Uniformität bestand. Vielmehr lassen sich grob drei Kategorien feststellen. Eine erste Gruppe von Veteranen vertrat die Ansicht, der Krieg habe keine wichtigen Veränderungen bewirkt, und man habe 1918 im Wesentlichen dort weitergemacht, wo man 1914 aufgehört hatte. Eine zweite Gruppe dagegen betonte, verschiedene wichtige Veränderungen seien erst durch den Kriegseinsatz möglich geworden, und glaubte einen Kausalzusammenhang zwischen der Kriegsteilnahme und der späteren Unabhängigkeit erblicken zu können. Einige Veteranen schließlich mochten sich weder der ersten noch der zweiten Gruppe anschließen und verweigerten eine

Der Erste Weltkrieg tangierte Afrika in mehrfacher Hinsicht. Nicht nur, dass in Afrika selber Kämpfe statt fanden – afrikanische Kräfte wurden ökonomisch mobilisiert, für Truppen zum Einsatz innerhalb und außerhalb Afrikas rekrutiert, wie auch als Kriegsarbeiter für metropolitane Fabriken herangezogen. Diese Vorgänge stießen auf zahlreiche Formen von Widerstand, sie weckten aber auch Hoffnungen auf eine Besserstellung der Kolonisierten nach Kriegsende und wurden von Segmenten der afrikanischen Eliten unterstützt ...

Aussage zu dieser Problematik.

Interessant ist nun, dass Lunn zumindest für die beiden ersten Gruppen die Erinnerungsmuster bis zu einem gewissen Grad auf die Umstände der Rekrutierung und das individuelle Kriegserlebnis zurückführen konnte. Die Gruppe derjenigen, die dem Kriegseinsatz keine verändernde Wirkung zuschreiben wollten, konstituierte sich aus Veteranen, die zwischen 1914 und 1917 rekrutiert worden waren. In dieser Phase hatten die Rekrutierungen zeitweise den Charakter einer eigentlichen „chasse à l'homme“ angenommen. Die Franzosen gaben sich wenig Mühe, den Afrikanern den Eindruck zu nehmen, sie würden nur als Kanonenfutter nach Europa verschifft. Es kam beim Auftauchen der Rekrutierungsbeamten zu Fluchten, teilweise sogar zu bewaffnetem Widerstand. Aufgrund der Behandlung durch die Kolonialherren zirkulierten Gerüchte, die rekrutierten Männer würden in Wirklichkeit in die Sklaverei abgeführt. Das Erlebnis dieser Rekrutierungen

wie auch des nachfolgenden jahrelangen Kriegseinsatzes hatte sich offenbar zu stark ins individuelle Gedächtnis eingegraben, als dass diese Veteranen dem Krieg im Rückblick irgend etwas Positives abzugewinnen vermochten. Bezeichnenderweise vertrat denn auch die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die im Krieg verwundet worden waren, diese Position von der Sinnlosigkeit des Krieges.

Die Gruppe von Veteranen, die dem Krieg in einer weiteren Perspektive einen Sinn abzugewinnen vermochte, war signifikant anders zusammengesetzt. Hier dominierten die privilegierten „originaires“ aus den vier „communes de plein exercice“ (Dakar, St.Louis, Gorée, Rufisque) sowie die erst 1918 Rekrutierten. Von den zwischen 1914 und 1917 Rekrutierten gehörte nur etwa ein Viertel zu dieser Gruppe. Die „originaires“ hatten bereits vor dem Krieg einen Status, der sie zwischen den französischen Bürgern und den „sujets“ auf dem Lande positionierte. Unter anderem besaßen sie das Stimmrecht. Der Kriegseinsatz war für sie ein Mittel, die Bestrebungen der Kolonialfranzosen, ihren Status demjenigen der „sujets“ anzunähern, zu konterkarieren und das volle Bürgerrecht zu erlangen. Dementsprechend gab es in ihren Reihen keinerlei Widerstand gegen die Rekrutierungen. Auch wurden sie nicht in die hauptsächlich als Sturmtruppen verwendeten „Tirailleur“-Einheiten der „sujets“ eingeteilt, was zur Folge hatte, dass die Zahl der Toten und Verwundeten unter den „originaires“ prozentual geringer blieb.

Bei den erst 1918 in die Armee eingetretenen „sujets“ unterschieden sich die Umstände der Rekrutierung deutlich von den Jahren zuvor. Die Aushebungen wurden nun von Blaise Diagne geleitet, der 1914 als erster „originaire“ zum Abgeordneten gewählt worden war und für seine Rekrutierungsmission von der französischen Regierung mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattet worden war – auch gegenüber den Kolonialbehörden. Diagne propagierte den Eintritt in die Armee als Mittel, um Rechte zu erlangen, und setzte weit stärker als seine Vorgänger auf Freiwilligkeit. Eine Rolle spielte auch, dass die 1918 Rekrutierten weniger lange an der Front standen und auch deshalb weniger Tote und Verwundete zu beklagen hatten.

Insgesamt erscheinen somit die deutenden Erinnerungen stärker von „objektiven“ Faktoren als von einer „mémoire collective“ determiniert. Eine mögliche Erklärung hierfür ist der Umstand, dass ein „kulturelles Gedächtnis“ (Assmann 1988), eine durch verschiedene Medien intentional tradierte Erinnerung an den überseeischen Kriegseinsatz, relativ unterentwickelt blieb. Zwar wurde von seiten der Kolonisatoren in den zwanziger Jahren, als die französische Kolonialtruppenpolitik wegen der Stationierung afrikanischer Einheiten im Rheinland international unter starken Beschuss geriet, eine offizielle Erinnerungspolitik forciert. Es entstanden mehrere Memoriale sowohl im Mutterland als auch in Afrika; auch die Publikation von Diallos Erinnerungen ist in diesem Kontext zu sehen. Und die afrikanische Memoria blieb nicht bei Diallo stehen. Auf die Preisung der französischen „Force-Bonté“ 1926 erfolgte 1948 mit Léopold Sedar Senghors Gedichtband „Hosties Noires“ die „Anklage“ der französischen Kolonialtruppenpolitik, mit F. Pacéré Titingas Gedicht „Aux anciens combattus“ nach der Dekolonisation die „Totenklage“ (Ortner 1989). Diese Ansätze eines kulturellen Gedächtnisses waren aber offenbar zu schwach, von zu geringer Breitenwirkung, um auf die individuelle Erinnerung der Veteranen homogenisierend wirken zu können.

Allerdings droht diese Erinnerung gänzlich zu erlöschen. Sie beruht auf einer Individualisierung, auf dem Fortleben verschiedener autonomer Modi der Vergangenheitsdeutung als Effekt der Dominanz des kommunikativen Gedächtnisses. Folgt man Assmann, verliert sich diese Form des Gedächtnisses nach drei bis vier Generationen. Wenn heute – wo westafrikanische Veteranen späterer Kriege Frankreichs immer noch um ihre Pensionen kämpfen müssen – von HistorikerInnen und anderen Kulturschaffenden Versuche unternommen werden, das kulturelle Gedächtnis an die große afrikanisch-europäische Kulturbeggnung zu Beginn des 20. Jahrhunderts wachzuhalten, so ist dies einerseits also dringend nötig. Andererseits ist die Gefahr aber groß, dass die Erinnerung vereinheitlicht wird und gerade die Zwischentöne, deren sich die Kolonialgeschichte erst in jüngerer Zeit bewusst geworden ist, verstummen.

Ausgewählte Beiträge zum Thema »Gesellschaftsgeschichte des Kriegs«
aus den letzten Jahrgängen der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mittelweg 36

6/2002

Jan Philipp Reemtsma
Über den Begriff
»Handlungsspielräume«

Ulrich Herbert
Vergeltung, Zeitdruck,
Sachzwang. Die deutsche
Wehrmacht in Frankreich
und in der Ukraine

5/2002

Anton Holzer
Das elektrische Auge. Das
Licht, die Fotografie und der
Krieg

3/2002

Klaus Naumann
»Soldaten sind Mörder«.
Erkundungen auf dem Feld
der Ehre

Bernd Greiner
Die »dritte Linie«. Der
Schriftsteller Don DeLillo
als Historiker

2/2002

Rolf Pohl
Massenvergewaltigung. Zum
Verhältnis von Krieg und
männlicher Sexualität

1/2002

Bernd Greiner
Der Wandel von einer Zivil-
in eine Kriegsgesellschaft.
Pearl Harbors langer Schatten

6/2001

Christopher Daase
Zum Wandel der ameri-
kanischen Terrorismusbe-
kämpfung. Der 11. Septem-
ber und die Folgen

5/2001

Gaby Zipfel
»Blood, sperm and tears.«
Sexuelle Gewalt in Kriegen

4/2001

Michael Wildt
»Der muß hinaus! Der muß
hinaus!« Antisemitismus in
deutschen Nord- und
Ostseebädern 1920 – 1935

Jan Philipp Reemtsma
»Man wird Bürger, damit man
Mensch sein könne.« Über das
Recht der Desertion

3/2001

Bernd Greiner
Der kurze Sommer der
Anarchie. Zur Rolle der ameri-
kanischen Presse während des
Vietnamkriegs

Klaus Naumann
Das nervöse Jahrzehnt. Krieg,
Medien und Erinnerung am
Beginn der Berliner Republik

1/2001

Werner Renz
Anmerkungen zur Erfor-
schung der Wahrheit im er-
sten Frankfurter Auschwitz-
Prozeß

Reinhard Müller
Hitlers Rede vor der Reichs-
wehrführung 1933. Eine neue
Moskauer Überlieferung

6/2000

Peter Waldmann
Rache ohne Regeln. Zur
Renaissance eines archaischen
Gewaltmotivs



Vietnam 1968, Fotograf unbekannt.

Trutz von Trotha
Gewaltforschung auf Popitz-
schen Wegen. Antireduktio-
nismus, Zweckhaftigkeit
und Körperlichkeit der Gewalt,
Gewalt und Herrschaft

5/2000

Bernd Greiner
»You'll Never Walk Alone«.
Amerikanische Reaktionen
auf Kriegsverbrechen in
Vietnam

Ulrich Bröckling
Schlachtfeldordnung.
Die Soziologie im Krieg

3/2000

Daniel Wildmann
Die zweite Verfolgung. Rechts-
diskurs und Konstruktion von
Geschichte in der Schweiz

2/2000

Jan Philipp Reemtsma
Die Gewalt spricht nicht.
Zum Verhältnis von Macht
und Gewalt

Peter Imbusch
Gewalt – Stochern in un-
übersichtlichem Gelände

Bernd Greiner
»Die Beschäftigung mit
der fernen Vergangenheit
ist nutzlos«. Der »Totale
Krieg« im Spiegel ameri-
kanischer Militärzeit-
schriften

Ulrich Bröckling
Am Ende der großen Kriegs-
erzählungen? Zur Genealogie
der »humanitären Inter-
vention«

»Mittelweg 36« erscheint seit 1992 zweimonatlich zum Preis von € 9,50 plus Versandkosten. Jahresabonnement € 48,- plus Versandkosten. Sie erhalten die Zeitschrift im Buchhandel oder direkt über die Redaktion: »Mittelweg 36«, Mittelweg 36, 20148 Hamburg, Tel.: 040/414097-0, Fax.: 040/414097-11, e-mail: zeitschrift@mittelweg36.de, homepage: www.mittelweg36.de

Literatur

Assmann, Jan. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. und Tonio Hölscher (Hg.). *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M 1988. S. 9–19.

Diallo, Bakary. *Force-Bonté*, Paris 1926, (Ndr. Nendeln 1973).

Halbwachs, Maurice. *La mémoire collective*, Paris 1950.

Halbwachs, Maurice. *Les cadres sociaux de la mémoire*, Mouton 1976.

Koller, Christian. „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930), Stuttgart 2001.

Latzel, Klaus. Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: *MGM* 56 (1997), S. 1–30.

Lunn, Joe Harris. Kande Kamara Speaks. An Oral History of the West African Experience in France 1914–18, in: Page, Melvin E. (Hg.). *Af-*

rica and the First World War, London 1987. S. 28–53.

Lunn, Joe Harris. *Memoirs of the Maelstrom. A Senegalese Oral History of the First World War*, Portsmouth etc. 1999.

Michel, Marc. *L'appel à l'Afrique. Contributions et réactions à l'effort de guerre en A.O.F.*, Paris 1982.

Ortner, Claudia. Von der Anklage zur Totenklage. Der Tirailleur Sénégalais in lyrischen Texten L.S. Senghors und F. Pacéré Titingas, in: Riesz, János und Joachim Schultz (Hg.). „*Tirailleurs sénégalais*“. Zur bildlichen und literarischen Darstellung afrikanischer Soldaten im Dienste Frankreichs, Frankfurt/M. etc. 1989. S. 213–223.

Riesz, János. Die Probe aufs Exempel. Eine afrikanische Autobiographie als Zivilisations-Experiment, in: Willems, Herbert und Alois Hahn (Hg.). *Identität und Moderne*, Frankfurt/M. 1999. S. 433–454.

Christian Koller, *Historisches Seminar, Universität Zürich, Karl Schmid-Str. 4, CH-8006 Zürich; E-Mail: chkoller@hist.unizh.ch.*

Der alliierte Bombenkrieg und die deutsche Verdunkelungsgesellschaft

von Markus Pöhlmann

Jörg Friedrichs *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 bis 1945* ist ein erstaunliches Buch: Einmal, weil die Debatte darum die Bundesrepublik gewissermaßen durch die Hintertür erreicht hat, und zwar via die Diskussion, die die zeitgleiche Veröffentlichung in Großbritannien ausgelöst hat. Zum zweiten, weil sich bald schon in bemerkenswerter Weise der bekannte Goldhagen-Effekt eingestellt hat: Das Buch wurde diskutiert, ohne gelesen worden zu sein. Dazu kam, dass die Veröffentlichung praktisch keine neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse enthält, sondern eine bisweilen in der Monotonie des Grauens ermüdende Kompilation vorangegangener Forschungen darstellt. Erwähnenswert ist schließlich die von Friedrich, einem ausgewiesenen Provocateur, betriebene Dekontextualisierung des Bombenkrieges gegen die deutschen Zivilisten und seine sublim

angedeutete Gleichsetzung mit dem NS-Vernichtungskrieg, die zu Recht auf Kritik gestoßen ist. Mit Macht drängt das Thema also in die Medien. Und das ist wünschenswert, sowohl in historischer als auch in erinnerungskultureller Hinsicht.

War nun der Krieg aus der Luft wirklich bis heute, wie Hans-Ulrich Wehler das kürzlich in einer Besprechung des Friedrichschen Buches behauptete, ein „vernachlässigtes Thema der Zeitgeschichte“ (*Süddeutsche Zeitung* vom 14./15.12.2002)? Wohl kaum. Vielmehr wiederholen sich hier auf frappante Weise Muster medialer Themensetzung, die von den Debatten um die Verbrechen der Wehrmacht oder um Flucht und Vertriebene bekannt sind. Man entdeckt „ein lange tabuisiertes Thema“ (Wehler), um dann mit großem Erstaunen und eben solcher Verspätung die längst erbrachten wis-

senschaftlichen Forschungserträge dazu wahr zu nehmen. Tatsächlich war und ist der Bombenkrieg ein Dauerthema, wenngleich mit beschränkter universitärer und nationaler Resonanz. Zunächst einmal war er dies in umfangreichen amtlichen Dokumentationen, etwa den in ihrer Art und Funktion sehr unterschiedlichen Reihen *Dokumente deutscher Kriegsschäden* und *United States Strategic Bombing Survey*. Daneben war und ist der Luftkrieg präsent in der deutschen Lokal- und Regionalpresse, die nun aber auch wirklich keinen runden Jahrestag der Zerstörung ihrer jeweiligen Stadt ausließ, um noch einmal die letzten Zeitzeugen zu bemühen und die städtebaulichen Folgen in Vorher-Nachher-Fotostrecken zu veranschaulichen. Die literarischen Spiegelungen des Themas wären eine eigens zu untersuchende Kategorie der Aufarbeitung (siehe dazu den Beitrag zu Alexander Kluge von Marcus Hahn in newsletter 13 und 14). Als bislang jüngstes Beispiel steht hier der im Endkampf-Berlin angesiedelte Kriminalroman

Wer übrig bleibt, hat recht von Richard Birkefeld und Göran Hachmeister. Schließlich ist das Thema präsent in einer fast nicht mehr zu übersehenden Fülle an wissenschaftlichen Lokalstudien, was längst dazu geführt hat, dass es wohl kaum noch eine deutsche Stadt – Ost wie West übrigens – gibt, der inzwischen nicht ihre Luftkriegsgeschichte geschrieben wurde.

Zwei zentrale Thesen der langjährigen wissenschaftlichen Debatte halten nun, zu Topoi verdichtet, auch in der öffentlichen Debatte um das Buch Einzug. Beide Thesen kreisen um die in der ethischen und militärischen Kritik stehenden Städtebombardements der britischen Royal Air Force. Die erste, auf die moralische Apologie von Städtebombardements abzielende These lässt sich zusammenfassen in dem häufig zitierten Bibelwort „Wer Wind sät, wird Sturm ernten“. Demnach sei die Zerstörung der deutschen Großstädte, die rund 500.000 zivile Opfer forderte, durch die voran gegangenen

Bombardements der deutschen Luftwaffe begründet und legitimiert gewesen: „Adolf Hitler ließ Coventry ‚coventrieren‘, Winston Churchill im Gegenzug Hamburg ‚hamburgisieren‘“, titelte der SPIEGEL (2/2003, S. 38) seine Serie zum Buch. Nun übersieht die Vergeltungsthese zunächst einmal die militärtheoretischen Ursprünge des Bombenkrieges, sofern man diese auch im Bild der „Saat“ erfassen will. Denn der Gedanke an Städtebombardements hatte sich in den Institutionen militärischen Lernens und bei den Planungsstäben in Europa während der 1920er und 1930er längst Bahn gebrochen. Vor

diesem militärischen Hintergrund und angesichts der ideologischen Prägung nimmt es kaum Wunder, dass deutsche Bomber die ersten Angriffe auf Städte flogen. Viel erstaunlicher scheint dagegen der Umstand, dass Franzosen, Italiener und namentlich Briten nicht in derselben Weise die längst vorhandenen Pläne in die Praxis umsetzten. Somit liegt das Paradoxon der Vergeltungsthese letztlich darin, dass der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung von

Jörg Friedrichs *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940 bis 1945* ist ein erstaunliches Buch: Einmal, weil die Debatte darum die Bundesrepublik gewissermaßen durch die Hintertür erreicht hat, und zwar via die Diskussion, die die zeitgleiche Veröffentlichung in Großbritannien ausgelöst hat. Zum zweiten, weil sich bald schon in bemerkenswerter Weise der bekannte Goldhagen-Effekt eingestellt hat: Das Buch wurde diskutiert, ohne gelesen worden zu sein ...

der Luftwaffe initialisiert wurde, deren Vorkriegsdoktrin am wenigsten darauf abgestellt hatte – der deutschen. Mit der juristischen und historischen Aufarbeitung des deutschen Vernichtungskrieges nach 1945 erfuhr die Vergeltungsthese ihre Übertragung auf die Ebene der Gesamtkriegführung: Wo die Deutschen den Krieg unter derartiger Missachtung des Völkerrechts geführt hatten, musste man sich um die Legitimation der westalliierten Bombenkriegführung keine Bedenken machen.

Der zweite Topos zielt im Gegensatz zum ersten auf die Delegitimierung des Bombenkrieges ab: Danach seien die Städtebombardements nicht nur moralisch und völkerrechtlich verwerflich, sondern auch ineffektiv gewesen. Tatsächlich – hier führen seine Verfechter den erwähnten *United States Strategic Bombing Survey* ins Feld – sei es den Briten mit ihren Angriffen auf die Bevölkerungszentren nicht gelungen, die deutsche Zivilbevölkerung in den Auf-

stand gegen das eigene Regime zu bomben. Doch damit verkennt die Effizienz-Argumentation die Zielsetzung der alliierten Luftkriegführung. Für die längere Phase des Zweiten Weltkrieges, vom Herbst 1939 bis Sommer 1943, war es um die kriegsentscheidende Rolle des strategischen Luftkrieges nicht sonderlich gut bestellt gewesen. Solange die Zweite Front nicht eröffnet war, blieb der Bomber das einzige Mittel der Westalliierten, den Gegner direkt anzugreifen. Auch funktionierten die amerikanischen Tagangriffe auf Energie-, Verkehrs- und Industrieziele und die britischen Nachtangriffe auf die Städte im Kalkül der Planer durchaus komplementär. Die technische Unzulänglichkeit und die taktische Inkompatibilität des Luftkrieges hatten Briten und Amerikaner spätestens mit der *Combined Bomber Offensive* von 1943 institutionalisiert. Die deutschen Städte standen hier aber in erster Linie nicht als Zentren deutschen Kulturlebens auf der Zielliste – auch wenn es die gewaltphantasmagorische Rhetorik eines Arthur Harris manchmal anders glauben zu machen versuchte –, sondern als kriegsindustrielle Produktionsstätten und Lebensräume der deutschen Arbeiterschaft. Der Unterschied mag aus der Erfahrungsperspektive heraus nicht als bestechend gewertet worden sein, auf der Ebene der Operationsplanung war er es. Denn in der Logik der Luftkriegsideologie hatten sich Zivilisten längst auf feindliche Produzenten von Rüstungsgütern reduziert. ‚Chirurgische‘ Luftangriffe hingegen hätten zunächst einmal eine entsprechende militärische Hardware verlangt, die damals nicht vorhanden war. Sie setzen aber auch eine moralische und kriegsvölkerrechtliche Selbstverpflichtung voraus, die nicht nur nach vier Jahren Totalem Krieg in keiner Weise gegeben war, sondern die sich auch bis 1939 nicht hatte entwickeln können. Auch bot die Siedlungs- und Industriestruktur in großen Teilen des Reiches wenig Möglichkeit zur Unterscheidung zwischen legitimen und illegitimen Zielen, man denke an das Rhein-Main- oder das Ruhrgebiet. Tatsächlich haben die Luftangriffe auf die Städte mit zunehmender militärischer Optimierung und materieller Überlegenheit ab 1943 die deutschen Kriegsanstrengungen nachhaltig geschädigt. Sie haben Knotenpunkte des Verkehrs und der Versorgung massiv behindert, sie haben die städtische Industrieproduktion im Reich und in

den besetzten Gebieten gestört oder zur Verlagerung gezwungen, sie haben die Luftwaffe gebunden und schließlich aufgerieben, sie haben – was oft übersehen wird – auch in großer Zahl deutsche Soldaten getötet und sie haben den Zivilisten in der „Festung Europa“ den Alltag zur Hölle gemacht: ohne Bombenkrieg keine Landung in der Normandie 1944 und kein Kriegsende 1945. Die Effektivität der Städtebombardements blieb sicher hinter den Erwartungen douhetistischer Luftkriegsideologie zurück, nur war diese auch nicht die Grundlage der strategischen Planung ab 1939 gewesen. Schließlich ist die Effizienzthese auch deshalb problematisch, weil der Umkehrschluss das dahinter stehende moralische Dilemma offenbar macht: Wären die Angriffe auf die Städte wirkungsvoller gewesen, wären sie dann ethisch unbedenklicher? Stellen die amerikanischen Brandbombenangriffe auf japanische Großstädte im Sommer 1945, stellen die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki nach dieser Lesart ein geringeres moralisches oder völkerrechtliches Verbrechen dar, weil Japan schon wenig später kapitulierte? Beweist sich die völkerrechtliche Zulässigkeit einer militärischen Strategie hier an ihrer Effektivität?

Die völkerrechtliche Problematik des Bombenkrieges wird wohl auch von Historikern nicht immer mit der notwendigen Trennschärfe gesehen. Dass moralisch verwerfliche Handlungen nicht zwingend völkerrechtswidrig sein müssen, ist eine Erkenntnis, die sich gerade aus diesem Thema gewinnen lässt. Undifferenzierte Interpretationen, die die deutsche Luftkriegführung als Serienverbrechen von Guernica bis Coventry kriminalisieren bzw. den alliierten Luftkrieg gegen Deutschland entsprechend pauschal einordnen, taugen wenig, um mehr über langfristige strategische Planungsprozesse, die Dynamik militärtechnologischer Entwicklungen und die Spiralen kriegsbedingter Radikalisierung zu lernen. Die weitere militärgeschichtliche Beschäftigung mit dem Bombenkrieg scheint auch deshalb wichtig, weil dieser die Kriegführung radikal und anhaltend verändert hat. Deutlich wird das an den eigentümlichen Benennungen der großen alliierten Angriffen *Battle of the Ruhr* oder *Battle of Berlin* von 1943, die nun eben nichts mehr mit Schlachten im traditionellen Verständnis zu tun hatten. Die in Raum und Zeit gedrängte Suche nach Ent-

scheidung war einer mit dem Verständnis und den Mitteln des industriellen Managements vorbereiteten, geführten und evaluierten Verwüstung der menschlichen, moralischen und materiellen Ressourcen des Gegners gewichen. Der Luftkrieg gegen die Städte bildete ein zentrales Element des Totalen Krieges des 20. Jahrhunderts und es deutet alles darauf hin, dass er als militärische Strategie geradezu selbstverständlich bleibt, auch wenn die Konfliktform, aus der heraus er einmal entstanden war, seit dem Ende des Jahrhunderts kein dominantes Kriegsbild mehr darstellt.

Doch auch die Erfahrungs- oder Opferperspektive verspricht, wo sie nicht auf individuelle bzw. nationale Selbstviktimisierung abzielt, noch wichtige historische Forschungserträge: Denn wie in kaum einem Fall lässt sich hier die kriegsbedingte Verwerfung einer gesamten Gesellschaft innerhalb kurzer Zeit beobachten. Dabei scheint bemerkenswert, dass dieser gesellschaftliche Wandel bereits Anfang der 1930er Jahre, also in Friedenszeiten, in Gang gesetzt wurde. Fungierte doch die Drohung mit dem Krieg aus der Luft als ein sozialdisziplinierender Hebel der Machtsicherung, den die Nationalsozialisten zwar nicht erfunden hatten, dessen sie sich aber von Anbeginn ihrer Herrschaft bedienten. Mit Kriegsbeginn mutierte die Blockwart- rasch zur Verdunkelungsgesellschaft. Dabei fand sich gerade die Stadtbevölkerung zwischen 1939 und 1945 in einer regelrechten ethnischen und demographischen Revolution wieder: die Kinder in ländliche Gebiete ohne Luftgefährdung „verschickt“, die Männern im wehrfähigen Alter weitgehend eingezogen. An deren Stelle mussten Frauen, aber auch Millionen von Zwangs- und Zivilarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen tre-

ten. Die Auswirkungen auf die ländlichen Regionen waren indirekt, aber kaum weniger folgenreich. Die Ankunft ausgebombter Städte und ausgelagerter Rüstungsindustrie veränderte auch hier das ländliche Milieu, und zwar über die Dauer des Krieges hinaus. Im Ausbleiben des großen Aufstands bewies sich keine ideologisch imprägnierte Volksgemeinschaft, sondern hier schlugen sich lokale Überlebensgemeinschaften durch, abgestützt auf ein Heer von Heloten, terrorisiert durch den eigenen Machtapparat und die Bomben der Feinde und zunehmend in Apathie verfallend. Deren Überlebensstrategien, Verteilungskämpfe und Traumatisierung zu untersuchen, wird in der Tat noch eine spannende Aufgabe für die Militärgeschichte darstellen.

Literatur

Förster, Stig (Hg.), *An der Schwelle zum Totalen Krieg. Die militärische Debatte über den Krieg der Zukunft 1919–1939*, Paderborn 2002

Friedrich, Jörg, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002

MGFA (Hg.), *Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943–1944/45*, Stuttgart 2001 (= *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg* Bd. 7)

Overy, Richard, *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Stuttgart 2000

Dr. Markus Pöhlmann,
m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE

Deutschlands Politik gegenüber der Türkei und Ägypten im Ersten Weltkrieg (Dissertation)

Von Salvador Oberhaus

Spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildet der abstrakt als Orient bezeichnete nordafrikanische bis südosteuropäisch-asiatische Raum einen Kulminationspunkt politischer, wirtschaftlicher und geostrategischer Interessen in den okzidentalischen Gesellschaften.

Diese Feststellung gilt sowohl für Friedens- als auch für Kriegszeiten. Die Politik des Deutschen Reiches gegenüber der Türkei und Ägypten während des Ersten Weltkrieges bietet hierfür ein Beispiel. Die Dissertation schließt an die zwischenzeitlich in Vergessenheit geratene For-

schungstradition zur deutschen Orientpolitik, wie sie u.a. von *F. Fischer*, *E. Zechlin* und *L. Rathmann* angestoßen wurde, an. Das Promotionsprojekt beschäftigt sich, methodisch diplomatie- und sozialgeschichtlich angelegt, mit einem bislang vernachlässigtem Thema; der Politik des Deutschen Reiches gegenüber Ägypten und deren möglichen Folgen für das deutsch-türkische Bündnis in der Zeit von 1914 bis 1918.

Der Dissertation liegt meine Magisterarbeit mit dem Titel *„Deutsche Propaganda im Orient während des Ersten Weltkrieges“* zugrunde. Es soll herausgearbeitet werden, welche existenzielle Bedeutung die Türkei und Ägypten in den Kriegs- und Nachkriegsplanungen des Deutschen Reiches einnahmen, wie sich die Beziehungen besonders zu Ägypten während des Krieges entwickelten, welche Politikfelder die Beziehungen zu Ägypten beherrschten und welche Auswirkungen die deutsche Ägyptenpolitik auf die Funktionsfähigkeit des Mittelmächtebündnisses hatte. Fragen u.a. werden sein, warum ausgerechnet Ägypten kurz nach Kriegsbeginn, ohne dass es in den Monaten zuvor berücksichtigt wurde, eine prominente Rolle in den deutschen Kriegsplanungen einnahm. Woher rührt also das plötzlich starke Interesse an Ägypten? Gab es eine eigenständige Ägyptenpolitik der kaiserlichen Regierung und unter welchen Prämissen stand sie. Oder ist die Ägyptenpolitik nur im Gesamtzusammenhang mit der Bündnis- und Orientpolitik des Reiches zu verstehen ist? Welche kurz-, mittel- und langfristigen Strategien und Ziele wurden verfolgt? Welche Akteure traten auf den Plan und in welcher Weise füllten diese ihre Funktionen aus? Gibt es dahingehende Kontinuitäten zur deutschen Ägyptenpolitik bis 1904, an die angeknüpft werden konnte?

Die deutsche Ägyptenpolitik war hauptsächlich gegen England gerichtet, weshalb es die britische Reaktion auf die deutsche Ägyptenpolitik in gebührender Weise zu berücksichtigen gilt. Ebenso war ihr eine anti-türkische Spitze immanent. Eines der vordringlichsten Kriegsziele Istanbul war die Restauration der türkischen Herrschaft in dem nordafrikanischen Flächenstaat. Dies lässt eine Kollision deutscher und türkischer Interessen in Ägypten vermuten, deren Rückwirkungen auf das Bündnis zu analysieren wären. Aus diesem Grund gilt es ferner, die diesbezügliche Positi-

on Österreich-Ungarns in die Analyse mit einzubeziehen. Im funktionalen Zusammenhang mit den Kriegszielvorstellungen des Deutschen Reiches im Orient sollen anhand des umfangreichen Aktenmaterials die Strukturen, Intentionen und Motive sowie Methoden und Umsetzung der Bündnispolitik auf militärischer und diplomatischer Ebene untersucht, die Ressourcen und Perspektiven der Kriegspolitik herausgearbeitet und erörtert werden. Im besonderen gilt es, die Funktion und Tätigkeit der deutschen Diplomatie zu analysieren, der die Aufgabe übertragen wurde, im formell unter türkischer Herrschaft stehenden Ägypten eine Aufstandsbewegung gegen die Entente-Mächte zu entfachen.

Die deutschen Revolutionierungspläne bezüglich des britisch besetzten Ägyptens sind der Ausgangspunkt meiner Dissertation, zu deren Gliederung ich noch keine Angaben machen kann. Es gibt verschiedene Anhaltspunkte dafür, dass diesen Plänen andere politische Interessen in den deutsch-ägyptischen Beziehungen untergeordnet wurden. Daher muss die Untersuchung anderer zentraler Politikfelder, die in der Geo-, Wirtschafts- und Kulturpolitik zu vermuten sind, von den militärischen Planungen ausgehend vorgenommen werden.

In fiktiven Szenarien eines zukünftigen europäischen Krieges griffen deutsche Militärstrategen den Gedanken auf, die Kolonialmächte in ihren außereuropäischen Besitzungen anzugreifen. Der Revolutionierungsgedanke war zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht neu. Kriegsführende Staaten spielten nachweislich seit Mitte des 19. Jahrhunderts wiederholt mit dem Gedanken, das Hinterland der gegnerischen Mächte dadurch zu destabilisieren, indem die Bevölkerung, zumeist ethnische und soziale Minderheiten, in Aufruhr versetzt wurde. Sehr wohl aber sprengten die geographische Ausdehnung und die demographischen Perspektiven des geplanten Unternehmens, es ging um den gesamten als Orient bezeichneten Raum, alle bisherigen Dimensionen zurückliegender Insurrektionsversuche in der neuzeitlichen Kriegsgeschichte. Nachdem sich in den ersten Kriegswochen 1914 das Scheitern des Schlieffen-Plans abzeichnete, ein Zwei-Frontenkrieg nicht mehr zu verhindern war, wurde die Revolutionierungsstrategie hinsichtlich der is-

lamischen Welt als neuer Quasi-Generalplan für die Kriegsführung im Orient ausgegeben.

Hierfür bildete das Bündnis mit Konstantinopel eine Grundvoraussetzung. Die militärische Bedeutung des Bündnisses für das Deutsche Reich lag neben der Umsetzung der Revolutionierungspläne, die durch die Proklamation eines Heiligen Krieges verwirklicht werden sollten, in der erhofften Abwehr des russischen Vormarsches in Ost- und Südosteuropa. Die türkische Armee sollte das Fehlen deutscher militärischer Präsenz in der Region kompensieren. Des weiteren war das Deutsche Reich auf türkischen Ressourcen zur Fortführung des Krieges angewiesen. Darüber hinaus beabsichtigte das Deutsche Reich nach erfolgreichem Ausgang des Krieges, eine politische und wirtschaftliche Vormachtstellung im imperialistisch heiß umkämpften Nahen Osten einnehmen zu können, somit Ansprüche realisieren zu können, die seit den 1890er Jahren von großen Teilen der Bevölkerung eingefordert wurden.

Das vordringliche, mit ausdrücklicher Zustimmung Kaiser Wilhelm II. versehene Ziel der deutschen militärischen Führung sowie des Auswärtigen Amtes in der Orientpolitik, die Revolutionierung der islamischen Welt, verdeutlicht die Notwendigkeit einer systematischen Analyse der Infiltrationsmaßnahmen in Ägypten. Im Mittelpunkt hierbei steht die Untersuchung der für Ägypten geschaffenen Strukturen des Orientpropagandaapparates der deutschen Regierung. Hier greift die geplante Dissertation eine jüngere propagandageschichtliche Forschungstradition auf, die sich der inhaltlichen und methodischen Analyse der damals von Militärs wie Politikern als eine Art Wunderwaffe der Kriegsführung verstandenen politischen Aufklärungsarbeit des Deutschen Reiches widmet und auf diese Weise deren politische Dimensionen herausarbeitet. Angesichts der kriegsentscheidenden Bedeutung, die der Propaganda namentlich im Orient beigemessen wurde, ist es dringend notwendig, diese orga-

nisatorisch-institutionell, methodisch und inhaltlich sowie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen auf möglichst breiter Basis darzustellen.

Die Frage, welche Rolle insbesondere der Bevölkerung in diesen Ländern zugedacht wurde, bildet sodann den Ausgangspunkt für die Analyse der spezifischen Intentionen und Strukturen der Orientpropaganda und der dieser zugrunde liegenden Politik. Neben der quantitativ überwiegenden Druckschriftenpropaganda ist der Einsatz davon abweichender Propagandamittel zu untersuchen. In diesem Zusammenhang soll der Versuch unternommen werden, die propagandistischen und militärischen Perspektiven nachzuzeichnen, welche muslimische Kriegsgefangene den deutschen Planungsstellen eröffneten. Des weiteren bietet sich in diesem Kontext eine Erörterung der politischen und propagandistischen Funktion der verschiedenen Orientexpeditionen an, die bislang i. d. R. auf ihre militärische Mission hin untersucht wurden.

Die Politik des Deutschen Reiches gegenüber Ägypten ist von der bisherigen Forschung kaum beachtet worden. Neuere Arbeiten zum deutsch-türkischen Verhältnis in dieser Zeit sind ebenfalls etwas älteren Datums. Neben dieser Sekundärliteratur steht ein breites Angebot an Memoiren zur Auswertung zur Verfügung. Die Quellenlage ist als überaus günstig zu bezeichnen: Der größte Teil der relevanten Quellen, so beispielsweise die Akten der kaiserlichen Botschaften und Konsulate, liegen im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin. Die Akten des Foreign Office sind im Public Record Office in London einzusehen. Allerdings müssen vorbereitende Recherchearbeiten erst noch abgeschlossen werden, bevor über den Stellenwert britischer Archive für meine Untersuchung geurteilt werden kann.

Salvador Oberhaus, Handelstr. 69, 42277 Wuppertal, Email: derSalvador@web.de

Internationalismus im Krieg. Die Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Linken (1914–1923) (Dissertation)

Von Joachim Schröder

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 war zugleich das Projekt des „Internationalismus“, das Fundament der interna-

tionalen Zusammenarbeit der sozialistischen/sozialdemokratischen Parteien, vorerst gescheitert. Trotz dieses spektakulären Zusammen-

bruchs existierten auch während des Krieges Bestrebungen, die Zweite Internationale wieder aufzubauen bzw. eine neue Internationale zu gründen. Als bekanntester Versuch der Überwindung der nationalen Gegensätze ist die so genannte „Zimmerwalder Bewegung“ zu nennen, aus der später die Kommunistische Internationale hervorging. Aber auch auf anderen Ebenen gab es internationale Kontakte zwischen Angehörigen der sozialistischen und syndikalistischen Arbeiterorganisationen, die Friedensinitiativen und -perspektiven entwickelten und Schritte unternahmen, die auf Verständigung anstelle von Konfrontation zwischen den einzelnen Nationen und vor allem auf eine Beendigung des Krieges abzielten.

Eine Schwierigkeit stellte hierbei vor allem der deutsch-französische Gegensatz dar, die Tradition der so genannten „Erbfeindschaft“, die bei Kriegsausbruch auch in Teilen der sozialistischen Arbeiterbewegung manifest geworden war. Die praktische Überwindung der nationalen Gegensätze und Vorbehalte im Interesse eines gemeinsamen – noch abstrakten – sozialistischen Ziels erwies sich angesichts der virulenten nationalistischen Propaganda, der täglichen tödlichen Konfrontation an der Front und dem feindlichen Aufeinandertreffen in dem von deutschen Truppen besetzten Teil Frankreichs als sehr schwierig, wenn nicht illusorisch. Vor diesem Hintergrund sollen im ersten Teil der geplanten Dissertation Formen, Umfang und Charakter der Kontakte und der Kommunikation zwischen deutschen und französischen Sozialisten und Syndikalistinnen während des Ersten Weltkrieges untersucht werden. Auch die Kommunikation *übereinander* und das dadurch vermittelte Bild „vom Anderen“ ist hierbei von Interesse, war dieses doch zur Wiederaufnahme der offiziell abgebrochenen Beziehungen von entscheidender praktischer Bedeutung.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Gründung der Dritten (kommunistischen) Internationale hatte sich die internationale politische Konstellation grundlegend geändert,

wobei die deutsch-französischen Spannungen unvermindert andauerten (Versailles, Rheinlandbesetzung) und 1923 im Ruhrkampf in einer erneuten offenen Auseinandersetzung kulminierten. Der Zeitraum 1918–1923 kann deswegen, bezogen auf das offizielle deutsch-französische Verhältnis, zumindest als „kriegsähnlich“ interpretiert werden.

Vor diesem Hintergrund soll im zweiten Teil der geplanten Dissertation untersucht werden, inwieweit die deutsche und französische Linke, nach der Erfahrung des europäischen Krieges und inmitten einer Zeit extremer nationalistischer Turbulenzen, das theoretische Postulat des Internationalismus in die Praxis umzusetzen versuchte. Im Mittelpunkt des Interesses stehen hier die Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Sektion der kommunistischen Internationale, die sich als wahre Erbin des Internationalismus verstand. Inwieweit diese Selbsteinschätzung gerechtfertigt war, soll insbesondere am Verhalten von PCF und der KPD während der Ruhrbesetzung untersucht werden. Das Ende der Ruhrbesetzung, das zeitlich mit der Vorbereitung des „Oktoberaufstandes“ der KPD zusammenfällt, bildet auch den Abschluss dieser Untersuchung.

Die Arbeit knüpft zeitlich an die (unveröffentlichte) Thèse de doctorat von Marie-Louise Goergen aus dem Jahr 1998 über die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Sozialisten bis 1914 an¹, und stützt sich zudem auf Ergebnisse meiner Magisterarbeit über die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Kommunisten in den 1920er Jahren.

Joachim Schröder M.A., Mühlenkamp 27, D-40229 Düsseldorf, Email: schroejo@rz.uni-duesseldorf.de

Anmerkung

¹ Marie-Luise Goergen, *Les relations entre socialistes allemands et français à l'époque de la deuxième Internationale (1889–1914)*, Université Paris 8 (Vincennes-Saint-Denis) 1998

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBEREICHE**Das Bismarck-Museum Friedrichsruh**

von Dierk Walter

Ruhig und malerisch liegt am Rande des Sachsenwaldes, knapp östlich Hamburgs, das Örtchen Friedrichsruh. Gäbe es dort ein Bismarck-Museum, bräuchte man sich dessen nicht zu wundern. Schließlich war das 1945 durch einen Luftangriff zerstörte Schloss, dessen Nachfolgebau nun zusammen mit einer Dorfwirtschaft, einer kommunalen Anschlagtafel, einer Bushaltestelle und einer Pferdekoppel den Weiler bildet, der Altersruhesitz des Fürsten Otto von Bismarck, Herzogs von Lauenburg, Altreichskanzlers und Generalobersten der Kavallerie im Range eines Generalfeldmarschalls. Dass Friedrichsruh allerdings statt *eines* Bismarck-Museums deren gleich *zwei* hat, ist eher verwirrend und wird vermutlich in einigen Jahren unter die Dinge fallen, die man „nur historisch erklären kann“. Bislang jedenfalls ist es der Familie Bismarck, der das eine, und der 1997 in Friedrichsruh gegründeten bundesunmittelbaren Bismarck-Stiftung, der das andere gehört, nicht gelungen, sich auf eine Fusion zu einigen. Dem ersteren, dem familieneigenen Museum also, hat der Verfasser im vergangenen Sommer eher zufällig einen Besuch abgestattet, damals noch in Unkenntnis der Tatsache, dass Friedrichsruh sich gleich als Bismarck-Double-Feature angeboten hätte. Nur um dieses Museum geht es daher im Folgenden.

Mit sieben meist nur esszimmergroßen Räumen im Erdgeschoss eines ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzgebäudes zeichnet sich das Bismarckmuseum vor allem durch seine beschauliche Atmosphäre aus (die allerdings nach Auskunft der Mitarbeiter gelegentlich durch historisch durchaus desinteressierte Schulklassen getrübt wird). Aufgebaut ist die Sammlung im Wesentlichen chronologisch, d. h. an das Leben Bismarcks angelehnt, das sich allerdings ab der Reichskanzlerschaft vornehmlich in einer erdrückenden Ansammlung von Devotionalien aller Art ausdrückt, unter anderem einer raumfüllenden Glasvitrine mit Bismarck-Gedenkmedaillen zu meist recht erwähnensunwerten Anlässen. Die Präsentation der Exponate ist traditionell, also in der Regel gerahmt an der Wand bzw. aufgereiht in Glasvitrinen; die Legenden sind informativ und sach-

kundig, ohne größeren pädagogischen Anspruch. Handschriftliches ist zusätzlich übertragen wiedergegeben. Ein unschönes Detail ist die durchgehende Verwendung auf Plakatgröße aufgeblähter Reproduktionen der hässlichen und ungenauen Kartenskizzen aus dem „dtv-Atlas Geschichte“ zur Erläuterung der gemeinhistorischen Hintergründe; hier hätte sich die Verwendung zeitgenössischer, auf jeden Fall aber regelrechter Karten empfohlen.

Neben dem, was in einer personenzentrierten Sammlung in jedem Falle zu erwarten wäre – Familienportraits, Schulzeugnisse, Privatbriefe, Adelspatente, Ehrenbürgerurkunden (450 deutsche Städte befanden Bismarck dieser Auszeichnung für würdig) – findet sich auch viel Skurrielles: So befand es Johanna von Bismarck offenbar für nötig, in dem Unterhemd, das ihr Mann bei dem missglückten Attentat Cohen-Blinds am 7.5.1866 getragen hatte, zunächst die Schusslöcher fachgerecht zu stopfen, um es dann in Packpapier eingeschlagen und mit einer schriftlichen Aufklärung versehen der Nachwelt zu erhalten. Die kann es nun, zusammen mit der Tatwaffe („was habt Ihr in Deutschland für schlechte Revolver!“), in Friedrichsruh bewundern.

Der im weiteren Sinne militärhistorisch Interessierte wird sich im Museum nicht nur an der Uniform- und Fahnenpracht auf der 1885er Version der Anton von Wernerschen „Reichsgründung“ (die, in die nachträglich Kriegsminister Albrecht von Roon hineinkopiert wurde, der in Wirklichkeit am 18.1.1871 krank zu Bett lag) oder an dem Emil Hüntenischen Schlachtenschenken „Der Todesritt von Mars la Tour“ von 1878 erfreuen, sondern wohl auch an der reichhaltigen Sammlung in- und ausländischer Orden die in späteren Jahren die Bismarcksche Heldenbrust zierten. Beeindruckend ist in jedem Falle die sehr gut gepflegte vollständige Generalsuniform des Magdeburger Kürassierregiments Nr. 7, in der Bismarck mit Vorliebe den Reichstag einzuschüchtern versuchte, allein schon wegen ihrer schieren Größe: Die Stulpenstiefel reichen jedem Normalsterblichen bis weit über die Hüfte und der versilberte Vollstahlkürass – auf den Bismarck allerdings meist

verzichtete – böte den meisten von uns bequem zu zweien Platz. Wer wusste im Übrigen, dass die auf Bilder stets so zierlich wirkenden Bouillons an den Epauletten aus der Nähe Stahlwolle verblüffend ähnlich sehen? Marinehistoriker werden an einem mehr als meterlangen detailgetreuen Modell des Großen Kreuzers FÜRST BISMARCK Freude haben, das der Reichskanzler anlässlich des Stapellaufes 1897 geschenkt erhalten hat (das Nachfolgemodell des Zweiten Weltkrieges muss sich mit einem Photo begnügen). Das militärhistorische Schmankerl ist schließlich eine offenbar noch voll einsatzfähige Mitrailleuse aus dem Deutsch-Französischen Krieg, die Bismarck 1872 von Kaiser Wilhelm I. geschenkt wurde – anders als sonst üblich, sind nicht einmal die beweglichen Teile blockiert worden.

Nicht versäumen sollte man am Schluss einen Blick in das originalgetreue nachgestellte Arbeitszimmer aus dem Schloss, das nahe zu legen scheint, dass der Fürst geringen Wert auf Geräumigkeit und Reinlichkeit, großen hingegen auf eine hinreichende Anzahl überdimensionaler Polstermöbel legte.

*Bismarck-Museum, Am Museum 2, D-21521 Friedrichsruh, Tel. +49-(0)4104-2419, Tel. +49-(0)4104-960327. Öffnungszeiten: 1.4.–30.9. mo 14–18 Uhr, di-so 9–18 Uhr, 1.10.–31.3. di–fr 9–16 Uhr, sa, so 10–17 Uhr. Web: http://www.museen.schleswig-holstein.de/arc_ges/bismarck_mus.html. Vgl. Ingeborg Köpke, *Bismarck-Museum Friedrichsruh, Neumünster 1984.**

Dr. Dierk Walter,
d.walter@akmilitaergeschichte.de

Von der Datenmigration zur Katalogdeportation

Der Systematische Katalog der Bibliothek für Zeitgeschichte auf Fiche und die Folgen

Von Winfried Mönch

Die Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ) in Stuttgart, vormalis Weltkriegsbücherei, war eine Spezialbibliothek, die die Literatur zur Geschichte der militärischen Konflikte des 20. Jahrhunderts umfassend gesammelt und mittels eines Systematischen Katalogs (SyKa) bis in die feinsten thematischen Verästelungen hinein erschlossen hat. Den Wert systematischer Punkte, an denen bestimmte Themen zu finden sind, wird jeder besonders schätzen, der sich schon einmal mit dem leidigen Thema Verschlagwortung herumgeplagt hat. Im SyKa werden sowohl Monographien wie auch Aufsätze in Sammelbänden und Zeitschriften nachgewiesen. Das Werk war in traditionellen Katalogsschränken untergebracht. Der Katalog bricht 1996 ab, da er nicht mehr in die Zeit zu passen schien. Der SyKa ist eine unschätzbare Fundgrube für jede Art von Kriegs- bzw. Militärgeschichtsschreibung, sei sie klassisch, sei sie „modern“. Da der Katalog historisch aufgebaut und gewachsen ist, stellt er selbst schon eine historische Quelle eigener Art dar. Zahlreiche vergilbte Karten sind etwa mit „verbrannt“ gestempelt – Narben des Bombenkrieges, dem große Teile des Bestandes zum Opfer gefallen sind. Wenn auf diesen Karten „wiederbe-

schaft“ steht, verdeutlicht dies den Willen, die kriegsbedingten Verluste nach 1945 zu ersetzen.

Die BfZ fiel letztlich einer kurzsichtigen Spar- und Homogenisierungspolitik der politischen Eliten des Landes Baden-Württemberg zum Opfer, die auch an anderer Stelle – wie etwa bei Banken, Fachhochschulen und Rundfunkanstalten – nach dem Motto verfahren: Es wachse zusammen, was nicht zusammengehört. Am Ende verwaltete sich die BfZ nur noch selbst, da kein Erwerbungssetat für den Kauf neuer Bücher mehr zur Verfügung stand. Die Agonie hatte dann ein Ende. Die BfZ wurde mit dem Jahre 2000 in die Württembergische Landesbibliothek eingegliedert. Nach dieser euphemistisch als „Integration“¹ bezeichneten freundlichen Übernahme wird der Name der traditionsreichen Einrichtung als Marke weitergeführt.

Der K.G. Saur Verlag, München, brachte nun im Jahre 2002 den SyKa der BfZ in einer Mikrofiche-Edition heraus. Die rund 675 000 Katalogkarten sind jetzt auf 316 Silberfiches abgebildet. In einem umfangreichen Begleitband von rund 350 Seiten wird die Systematik vorgestellt und den zugehörigen Fichenummern zugeordnet.² Für Neueinsteiger dürfte damit die

Arbeit allerdings recht schwierig werden, da kein Index einen ersten Aufschluss bietet.

Überhaupt hat das Medium Fiche – dessen Praktikabilität mit der Ankunft des Internets kaum noch ernstlich diskutiert werden kann – seine Macken. Statt schnellem Gang zum Katalog heißt es nun zunächst einmal Gang zur Leihstelle und Aufbau. Der Klappmechanismus der Lesegeräte, wenn sie denn überhaupt funktionieren, ist in der Regel so falsch justiert, dass man beständig zeitaufwändige Einstellungen und Fokussierungen vornehmen muss, um schließlich ein scharfes Bild zu erhalten. Der „Lesefaktor 24x“ der Edition lässt die Bibliothekskarten in ihrer Originalgröße auf dem Lesegerät erscheinen. Dies ist aber für den Betrachter vielfach zu klein, denn, wenn die Vorlage schlecht ist, wird das Bild auf dem Schirm nahezu unleserlich. Zunächst wurden die Karten mit der Schreibmaschine beschrieben, was auf dem Fiche ein leidliches Bild ergibt. Nachdem man aber in den 1990er Jahren dazu übergegangen war, die Karten mittels Druckern zu erstellen, wurde damit eine andere Schrifttype und -größe gewählt. Die Folge ist, dass man die Angaben kaum mehr entziffern kann. Dies ist besonders bei den Signaturen ärgerlich, denn unleserliche Zahlen führen zwangsläufig zu Fehlbestellungen. Die im Original farbigen und verschiedenartig geformten Leitkarten werden auf den Fiches natürlich schwarz, bzw. erscheinen genauso groß wie die normalen Karten. Eine schnelle Orientierung im Überblick fällt somit weg. Man muss die ganzen Titelreihen sorgfältig rauf- und runter schieben, bis man dann endlich den gesuchten systematischen Punkt gefunden hat. In diesem Zusammenhang stört es auch, dass die Leitkarten, die die Literatur der Jahre vor und nach 1989 trennen, fast nicht zu sehen sind. Die Freude, einen Abschnitt abgearbeitet zu haben, dauert nur kurz, denn es geht dann mit der neueren Literatur wieder von vorne los. Bei der Verfischung hätte man ja die Trennung, die unterschiedlichen Katalogisierungsregeln geschuldet war, eigentlich wieder aufheben müssen. Eine Zusammenführung wäre im Hinblick auf eine bessere Nutzung dringend geboten gewesen.

Ein Zettelkatalog hat gegenüber einer Fiche-Edition unbestreitbare Vorteile. Ganz abgesehen vom Haptischen ermüdet das Auge nicht, wenn es über die gegliederte Landschaft eines

Katalogkastens gleitet. Starrt es dagegen auf den Bildschirm, ermüdet es sofort, weil es sich immer auf denselben Abstand fixieren muss. Ein Zettelkatalog hat nicht nur physische sondern auch psychologische Vorteile. Ein längeres freies Assoziieren mit verschiedenen gleichzeitig geöffneten Katalogkästen und ein spielerisches Durchblättern der Karten eröffnet bei einem Zettelkatalog immer auch die Möglichkeit, etwas intuitiv zu erfassen, was man so ursprünglich gar nicht gesucht hatte. Nach kurzer Beschäftigung mit dem Fiche-Salat sucht man dagegen in der Regel das Weite. Es ist nämlich ganz einfach effizienter, einen Kasten aufzuziehen und zu blättern, als einen Fiche nach dem anderen einzulegen und die abgebildeten Titelaufnahmen in einem unstrukturierten Schwarz-Weiß an sich vorbei huschen zu lassen.

Es wäre von daher durchaus denkbar, dass ein interessierter Forscher erwägen könnte, die Nachteile der Fiche-Edition dadurch zu umgehen, dass er nach Stuttgart reist, um die Vorzüge des Originalkatalogs zu genießen. Doch dieser potentielle Nutzer der Württembergischen Landesbibliothek sei gewarnt, denn er wird vor Ort eine böse Überraschung erleben. Der Katalog ist nicht mehr öffentlich zugänglich. Die Früchte einer jahrzehntelangen Arbeit sind unter Verschluss. Eine Tradition soll abgewürgt werden.

Eine alte bibliothekarische Weisheit besagt, dass die Bücher an sich nichts seien, der Katalog dafür aber alles. In einem Katalog verdichten sich Wesen und Geschichte einer Bibliothek. Zettelkataloge sind am Ort und für den Ort und stehen im wörtlichen und übertragenen Sinne für eine Bibliothek und ihre Tradition. Als solche haben sie eine geschichtliche Aura und können schon jetzt einen Denkmalstatus einfordern. Sie sind Denkmäler bibliothekarischer Arbeit und Sinnbilder abgegangener Auskunftskompetenz. Die Kataloge sind nützlich, aber auch sperrig und dies nicht nur im räumlichen Sinne. In dem Maße, wie virtuelle Kataloge die papierenen Zettelkataloge ablösen, wird allein deren Vorhandensein zum Problem, symbolisieren sie doch die althergebrachte vermeintlich verstaubte Bibliothek, die nun in eine moderne elektronische Infobörse transformiert werden soll. Im ruinösen Umgang mit den überlieferten Zettelkatalogen manifestiert

sich auch eine Papierfeindlichkeit, die schon weiteste Kreise des Büchereiwesens erfasst hat.³ Als der SyKa zum Verfichen abgebaut und zum Verlag transportiert wurde, hieß es zunächst, dies sei nur eine temporäre Maßnahme und der Katalog werde nach Ende der Arbeiten bald wieder seinen angestammten Platz in den Räumlichkeiten der Landesbibliothek einnehmen. Dann streute man Gerüchte, eine Rückführung sei zu teuer, man wolle Transportkosten sparen und der Katalog solle daher lieber gleich in einem abgelegenen Magazin deponiert werden. Bei der landsmannschaftlichen Mentalität vor Ort erschien dies zwar absurd, aber plausibel. Doch stellte sich später heraus, dass der Katalog am eigentlichen Aufstellungsort in der Bibliothek selbst störte: Er nehme Platz weg, den man dringend brauche, um bei Veranstaltungen ein paar Stühle mehr aufstellen zu können! Der Event-Ort Bibliothek hatte also für die Bibliotheksleitung einen höheren Stellenwert als der Benutzer⁴, der, wenn er selbst vor Ort weilt, eigentlich ein Recht darauf hätte, einen schnellen, sicheren und bequemen Zugang zu den Beständen eben dieser Bibliothek selbst zu haben. Es besteht jetzt die paradoxe Situa-

tion, dass die neu geschaffene Standortunabhängigkeit eines Rechercheangebots zur Zumutung führt, am eigentlichen Ort des Bestandes schlechter arbeiten zu können als vorher. Statt vor Ort zu recherchieren, geht man jetzt doch lieber gleich ins Internet. So verschüttet die Globalisierung der Daten ihre eigenen Quellen. Und Bibliothekare mutieren zu Verwaltungsbeamten, denen ein Veranstaltungsambiente wichtiger ist als die Leser.

*Dr. Winfried Mönch, Schurwaldstraße 76,
D-70186 Stuttgart, Tel.: +49-(0)711-485261,
Email: w.moench@steiger-stiftung.de*

Anmerkungen

- ¹ Angelika Schütt-Hohenstein, Der Systematische Katalog der Bibliothek für Zeitgeschichte oder The Times They Are A-Changin, in: Bibliothek in der Wissensgesellschaft. Festschrift für Peter Vodosek, hrsg. Askan Blum, München 2001, S. 323-329, hier S. 329.
- ² Systematischer Katalog der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart. Begleitband zur Mikrofiche-Edition, bearb. von Angelika Schütt-Hohenstein, München 2002.
- ³ Nicholson Baker, Double Fold. Libraries and the Assault on Paper, New York 2002.
- ⁴ Hans Magnus Enzensberger, Der Benutzer. Über das Elend der Bibliothek, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 243 vom 10.10.2002, S. 31.

UNENDLICHE WELTEN

„Pearl Harbor“, Director's Cut, DVD „Nichts ist stärker als das Herz eines Freiwilligen.“

von Susanne Brandt

Mit diesem Satz drückt Colonel Doolittle in dem Film „Pearl Harbor“ (2001, Regie Michael Bay) seine Zuversicht aus, dass Amerika siegreich den nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor gerade begonnenen Krieg beenden werde: „... und wenn es auch noch so lange dauert!“ Doolittle plante und leitete den Angriff auf Tokio im April 1942, der zwar militärisch folgenlos war, aber zu einer Mobilisierung der amerikanischen Öffentlichkeit führte und den Amerikanern die Zuversicht in die Stärke ihres Landes nach der Demütigung des japanischen Angriffes zurückgab. Pearl Harbor war ein Schlag mit einem Hammer, so Doolittle in dieser Szene, während sein Angriff nur ein Nadelstich sein werde, aber, so betont er, mitten in

das Herz Japans. Doolittles Optimismus wird genährt durch zwei Freiwillige, die zu seiner Mannschaft gehören: Rafe (Ben Affleck) und Danny (Josh Hartnett), die beiden Protagonisten des Films „Pearl Harbor“.

Schon als der Film im Sommer 2001 in die amerikanischen und deutschen Kinos kam, sollte er im *newsletter* besprochen werden, doch von allen Seiten, auch aus den Reihen der Redakteure, erfolgte nur heftige Ablehnung, den vermeintlich melodramatischen Liebesfilm ernsthaft zu besprechen. Der auf DVD erhältliche Director's Cut bietet der Verfasserin nun die Möglichkeit, den Film – zusammen mit dem umfangreichen Zusatzmaterial der 3teiligen DVD-Kassette – den Lesern vorzustellen.

Die beiden männlichen Hauptfiguren, Rafe und Danny, sind seit Kindertagen enge Freunde, fast Brüder und sie verbindet ihre Liebe zur Fliegerei. Als in Europa der Krieg beginnt, meldet sich Rafe freiwillig und geht nach England, um von dort gegen Deutschland zu kämpfen. Danny wird auf den Stützpunkt nach Hawaii versetzt.

Vor seiner Abreise nach England verliebt sich Rafe in die Krankenschwester Evelyn (Kate Beckinsale). Diese Liebesbeziehung wird zum dynamischen Element der Handlung, denn nach einem Flugzeugabsturz gilt Rafe zunächst als gefallen und bis er geheilt auf Oahu auftaucht, haben sich Danny und Evelyn bereits ineinander verliebt. Rafe's Wut über den vermeintlichen Verrat entzweit ihn und Danny, doch vor dem Hintergrund des Angriffs auf Pearl Harbor und als Teilnehmer der Vergeltungsangriffe von Doolittle versöhnen sich die beiden. Als Danny fällt, ist Rafe an seiner Seite und eröffnet dem Sterbenden, dass Evelyn ein Kind von Danny erwartet. Der Film endet mit einer Szene in der Nachkriegszeit, Rafe und Evelyn sind ein Paar, zurückgekehrt nach Tennessee und sie ziehen den kleinen Danny, Sohn von Evelyn und Danny, groß. Der Film endet ähnlich, wie er begonnen hat: Während zu Anfang die Kinder Rafe und Danny in einem selbstgebauten Flugzeug spielen und kurz darauf den roten Doppeldecker des Vaters kurz in die Luft bringen, sitzen in der Schlusszene Rafe und der kleine Danny in eben diesem roten Doppeldecker und fliegen über die Felder des ländlichen Tennessee. Auf der Farm der Familie steht ein Gedenkstein, der an Danny erinnert.

Diese Dreiecksbeziehung im Zentrum des Spielfilms ist nicht primär eine Liebesgeschichte, sondern fungiert als Vehikel, um das Leitmotiv des Filmes zu visualisieren: Alle persönlichen Dinge, Wut, Enttäuschung, Liebe treten in den Hintergrund vor der Bereitschaft, das Vaterland zu verteidigen. Die von Rafe als Verrat empfundene Zuwendung seiner Geliebten zum besten Freund wiegt nicht so schwer wie der Verrat, den Japan an den USA verübt. Der japanische Angriff erscheint in dem Film tatsächlich als Verrat. In einer Szene wird das besonders deutlich: Kurz vor dem Beginn des Angriffs überreicht Doolittle Rafe und Danny einige Medaillen. Er erklärt, dass es sich um

Freundschaftsmedaillen handele, die Japaner Amerikanern überreicht hätten, „als Symbol ihres Friedenswillens“. Die jungen Männer hängen diese Medaillen an die Bomben ihrer Flugzeuge, so wie andere Soldaten ihre Bomben beschriften, um zu zeigen, dass sie eine Vergeltung für das von Japan zugefügte Unrecht sind.

Wichtig für die Handlung ist auch, dass Pflichtbewusstsein und Einsatzbereitschaft nicht nur auf Seiten der Soldaten zu finden sind: Auch Evelyn ist als Krankenschwester unmittelbar vom Angriff auf Pearl Harbor betroffen, in einer nach Aussagen der Filmhistorikern Basinger seltenen Sequenz fliehen sie und andere Zivilisten vor dem Beschuss der Japaner. Evelyn erfüllt aber auch als Krankenschwester ihre Pflicht, unter Lebensgefahr versorgt sie im Angriff Verwundete und rettet einem Colonel das Leben.

In der anfangs zitierten Szene drückt Doolittle genau das aus: „Diesen Krieg werden wir gewinnen. [Mit Blick auf Rafe und Danny] Wegen ihnen. Solche Jungs gibt es nicht viele. In Zeiten wie diesen ragen sie heraus. Nichts ist stärker als das Herz eines Freiwilligen.“

Der Regisseur hat beabsichtigt, und das sagt er in einem Gespräch mit der Filmhistorikern Janine Basinger ganz deutlich, dem Publikum, vor allem den jungen Zuschauern in den USA vor Augen zu führen, wie die USA unschuldig in den Krieg gezogen wurden, gelitten, aber letztlich doch an Stärke gewonnen haben. So lautet auch der kurz vor der oben geschilderten Schlussequenz aus dem *Off* gesprochene Satz: „Die Zeiten haben uns auf eine harte Probe gestellt und wir sind daran gewachsen.“ Es war, so der Regisseur, nicht zwingend, dass Danny fällt, der Film hätte genauso mit dem Tod Rafe's, aber auch mit dem Evelyns funktioniert und die gleiche Aussage transportiert.

Der auf DVD erhältliche Director's Cut enthält gegenüber der Kinofassung einige zusätzliche blutige Szenen, da fliegt ein abgerissener Kopf umher und rollt auf dem Boden vor die Kamera und auch sonst spart Bay nicht an Szenen, in denen Verwundungen deutlich ins Bild gesetzt werden. Auf diese Sequenzen habe er bewusst in der Kinoversion verzichtet, so der Regisseur in der Audio-Kommentar der DVD. (Über die gesamte Länge des Films unterhält er sich mit seiner früheren Professorin Janine Basinger und erläutert viele Szenen und liefert ei-

ne Fülle zusätzlicher Informationen.) „Pearl Harbor“ hat ein Budget von 140 Mio Dollar verschlungen. Viele Studios, und so auch die Disney Studios, verpflichten ihre Regisseure bei Budgets über 100 Mio., die Freigabe ab 12 Jahre zu erlangen, um eine größeres Publikum erreichen und die Produktionskosten einspielen zu können. Doch Bay, der gerade die Jugend erreichen wollte, beschränkte sich selbst und löste das Problem, indem er in der Kinoversion z.B. in einer Kampfszene Staub aufwirbeln lässt und damit blutende Körper verdeckt.

Das Leitmotiv der Unschuld der von Japan angegriffenen USA wird visuell in eindrucksvollen Szenen vom Regisseur umgesetzt: Das Lazarett, in dem Evelyn in Pearl Harbor arbeitet, ist vor dem 7. Dezember 1941 leer, strahlend weiße Betten bleiben unbenutzt, lediglich Sonnenbrände müssen behandelt werden, dünne Vorhänge wehen vor den offenen Fenstern und die hübschen Krankenschwestern haben ausreichend Zeit, sich auf ihr wesentliches Ziel, attraktive Männer kennenzulernen, zu konzentrieren. Bei ihrer Ankunft auf der Insel ruft eine der Krankenschwestern begeistert aus: „1:40.000! Das ist das Paradies!“.

Als am Morgen des 7. Dezember der japanische Angriff beginnt, zeigt der Film Pfadfinder in den Bergen, über deren Köpfe die Jäger hinwegdonnern. Eine Frau hängt Wäsche auf, Jungen spielen Baseball – und werden von dem MG-Schützen eines japanischen Bombers durch Handzeichen aufgefordert, wegzulaufen und sich in Sicherheit zu begeben. Die amerikanischen Soldaten liegen in weißen Shorts und T-Shirts in ihren Betten und schlafen, als die erste Angriffswelle erfolgt. Sie müssen erst begreifen, dass es sich um keine Übung handelt.

Die Japaner werden insofern negativ dargestellt, als sie als unverständlich sprechende (das Japanische wird mit Untertiteln übersetzt) und handelnde aggressive Personen dargestellt werden. Sie treten in großen Gruppen auf, eine individuelle Charakterisierung wird den japanischen Kämpfern verwehrt. Lediglich Admiral Yamamoto, der den Angriff geplant hat, lange aber einem Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Amerika ablehnend gegenübergestanden hatte, wird als kluger und vorausschauender Mann positiv gezeichnet. Sein wohl wichtigster Satz, den er angesichts der Glückwünsche, die er nach dem gelungenen Angriff entgegen-

nimmt, lautet: „Ich fürchte, wir haben einen schlafenden Giganten geweckt!“ Mit diesem Satz kann Yamamoto, der zwei Jahre in Harvard studiert und drei Jahre als Marine Attaché in der japanischen Botschaft in Washington tätig war, als positive Figur dargestellt werden, ohne das im Film verbreitete Feindbild der „Japse“ grundsätzlich zu erschüttern.

Der Film endet nicht mit dem Angriff auf „Pearl Harbor“, sondern führt die Handlung konsequent weiter zu dem Angriff Doolittles auf Tokio im April 1942.

Bemerkenswert an dem Film sind außerdem einige Szenen, die unter großem Aufwand und mittels Computeranimation produziert worden sind. Die Kamera nimmt in einigen Szenen die „Sicht“ eines Torpedos oder einer Bombe ein. Zum Beispiel wird sehr anschaulich und realitätsnah gezeigt, wie eine Bombe die ersten Decks der USS ARIZONA durchschlägt und die Munitionskammer zur Explosion bringt. Der Rumpf des Schiffes wird unter der Wucht der Detonation aus dem Wasser gehoben, das Deck wölbt sich, als sei es aus Gummi, bevor es zerbricht. Diese Aufnahmen sind auf der Basis umfangreicher Beobachtungen und Berechnungen explodierender Schiffe gemacht worden. Eindrucksvoll auch die Szene unter Wasser, die das Chaos der vielen über Bord gegangenen Matrosen zeigt, die versuchen, sich vor den MG-Salven der Japaner in Sicherheit zu bringen. Die Munition bzw. deren Laufbahn wird unter Wasser durch Reihen feiner Luftblasen gezeigt und die Vielzahl der Geschosshbahnen visualisiert die Lebensgefahr für die Schwimmer. Der Film zeigt viele monumentale Bilder, die deutlich machen, dass der Regisseur ursprünglich Fotograf gewesen ist: Er stellt nicht nur historische Bilder (so z.B. die Rede Präsident Roosevelts vor dem Kongress) detailgenau nach, er schafft auch Filmsequenzen, in denen sich die Kamera so langsam bewegt, dass beinahe *stills* sind. Die Szenen haben das Potential, um emblematische *icons* zu werden. So z.B. ein Bild, das aus der Unterwasserperspektive die Beine der schwimmenden Matrosen und Verwundeten zeigt und darüber, transparent die übergroße amerikanische Flagge.

Bay hat den Film mit Unterstützung des US-Militärs gedreht. Er hat sich aber auch bemüht, seine Darstellung mit Hilfe von Historikern und den Mitarbeitern der Gedenkstätte in

„Pearl Harbor“ zu verifizieren. Seine wichtigste Quelle waren aber wohl die zahlreichen Zeitzeugen. Und das ist Teil der Strategie des erfolgreichsten amerikanischen Films des Jahres 2001. In dem bereits erwähnten Kommentar des Regisseurs heißt es abschließend: „In jeder Generation erfolgt eine Neuerzählung von Pearl Harbor und dieser Film ist die Version des 21. Jahrhunderts.“ Ob der Film nun tatsächlich das Gedenken an Pearl Harbor in diesem Jahrhundert prägen wird, muss sich erst erweisen. Aber er beansprucht, die weltweit gültige Visualisierung des historischen Ereignisses zu sein.

Die Audiokommentare – die DVD bietet insgesamt drei dieser Zusatzmaterialien an – begleiten jeweils die gesamte Filmlänge. Regisseur, Kameramann, der Produzent sowie einige Darsteller kommentieren – teils informativ, teils albern und überflüssig – den Film. Ihre Kommentare sind kurz nach dem 11. September 2001 und unter dem Eindruck des Angriffs gesprochen. Vor dem Hintergrund dieser Ereignisse ist für alle Kommentatoren die Aussage

des Film über die Stärke der Herzen der Freiwilligen noch richtiger. Und das gilt sicher auch für viele Zuschauer. Aus diesem Grund ist der Film „Pearl Harbor“ mehr als ein kitschiger Liebesfilm: Er kann als eine Quelle zum Studium des öffentlichen Gedenkens an Pearl Harbor sowie aktueller Mobilisierungsstrategien in den USA gesehen werden. Darüber hinaus bietet die DVD umfangreiches Material über das Entstehen des Filmes, vor allem zur Animation von Kampfszenen.

Weiterführende Literatur:

Linda Sunshine, Antonia Felix (Hrsg.), *Pearl Harbor. The Movie and the Moment*, New York 2001.

Ed Rampell, Luis I. Reyes, *Pearl Harbor in the Movies*, Honolulu 2001.

Dr. Susanne Brandt, Historisches Seminar II, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, D-40225 Düsseldorf, Email: s.brandt@akmilitaergeschichte.de

TAGUNGSBERICHTE

Guerra ai Civili – War at Civilians

Internationale Tagung zum „Krieg gegen die Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg“, Universität Bologna 19.–22.6.2002

von Kerstin von Lingen

Fast sechzig Jahre nach den Ereignissen hat sich in Italien eine nationale Forschungsgruppe gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die einzelnen Massaker, die die deutsche Wehrmacht auf dem Rückzug an den Brenner von 1943 bis 1945 in Italien verübte, zu dokumentieren und von ihrem ideologischen Ballast zu befreien. Hatte man bisher geglaubt, zumindest über die Faktenlage bestens Bescheid zu wissen, so wurde man in Bologna eines besseren belehrt. Welche Formation beging das Verbrechen, was war der unmittelbare Anlaß, wieviele Opfer gab es? Für die Mehrheit der Fälle gilt nach wie vor, daß man außer dem Datum der Zerstörung eigentlich nichts weiß.

Paolo Pezzino (Pisa), Leiter der Tagung, machte gleich zu Anfang klar, wie es dazu kam. Politische Rücksichtnahmen und nationale

Gründungsmythen wie der in Italien besonders wirkungsmächtige Resistenza-Mythos, demnach alle Italiener durch die Vertreibung der Deutschen gleichsam ein Recht erworben hatten, am Aufbau des demokratischen neuen Italien mitzuwirken, waren der Auslöser für die jahrzehntelange Vernachlässigung des Themas durch die wissenschaftliche Geschichtsschreibung. War die Resistenza das Fundament des neuen Staates, so durfte nicht danach gefragt werden, ob es im Kontext der nationalen Befreiung auch italienische Opfer gegeben hatte, die unschuldig in die „Schußlinie“ zwischen Militär und Partisanen geraten waren. Recht erhielt dieses Schweigen nachträglich durch politische Abmachungen im Rahmen eines supranationalen Kontextes wie etwa des deutschen Nato-Beitritts 1956, die eine Rücksichtnahme

auf den alten neuen Partner Deutschland angezeigt erscheinen ließen und deretwegen man in Kauf nahm, die ungefähr 9000 zivilen Opfer der deutschen Partisanenbekämpfung in Italien durch Nichtachtung ein zweites Mal zu begraben.

Erst die zwei Kriegsverbrecherprozesse gegen Erich Priebke 1996 und 1997 in Rom und die zeitgleich etwa zur fünfzigsten Wiederkehr der Ereignisse in Deutschland geführte Debatte um die Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg bewirkten den Umschwung. Hatte die italienische Forschung das Thema bislang sträflichst vernachlässigt, so bearbeitet sie das Terrain nun umso intensiver, wie die viertägige Tagung in Bologna deutlich machte. Die Arbeitsgruppen der Universitäten Bari, Bologna, Napoli und Pisa sowie das Istituto Gramsci Emilia-Romagna stellten ihre Ergebnisse vor. Dutzende von ausgezeichneten Forschungsarbeiten zu einzelnen Massakern in Italien, die in ihrer Detailgenauigkeit nicht nur dazu dienen sollen, eine verlässliche Datenbasis zu den Ereignissen zu erstellen, sondern vor allem die Kernfrage klären zu helfen, ob dieser Krieg gegen die Zivilbevölkerung in Italien ein „typisch nationalsozialistischer Krieg“ war, was die Italiener mehrheitlich bejahten. Hilfreich war in diesem Punkt die internationale Besetzung der Tagung, die durch Referenten wie Wolfgang Benz, Jörg Friedrich (beide Berlin), Pieter Lagrou (Paris), Joanna Bourke (London), Jay Winter (Yale), Christian Ingrao (Paris), Lutz Klinkhammer (DHI Rom), Peter Maguire (New York), Donald Bloxham (Southampton), Carlo Gentile (Köln) und Winfried Garscha (Wien) den aktuellen Forschungsstand in dieser Frage komplex darstellten und den italienischen Forschungen ihren Rahmen gaben. Dabei waren die Ergebnisse der vergleichsweise lebhaften Debatten durchaus kontrovers: während Klinkhammer herausarbeitete, daß die Massaker keineswegs die Regel im deutschen Besatzungsalltag darstellten und Carlo Gentile darauf verwies, welche Formationen besonders häufig Massaker verübten, betonten Benz und Friedrich die typisch nationalsozialistischen Merk-

male dieses Krieges. Die italienischen Forscher, besonders Pezzino, Michele Battini und Gabriella Gribaudi, erklärten das Vorhandensein eines „großen Plans“ der Wehrmachtführung zum Terror an der italienischen Zivilbevölkerung, wobei Enzo Colotti so weit ging, eine generelle Mißachtung des italienischen Volkes und dessen Degradierung zum „Sklavenvolk“ wahrzunehmen, wie es in Deutschland schon Gerhard Schreinber 1996 formuliert hatte. Die anglo-amerikanischen Referenten betonten zwar die systematisch auf Terror ausgerichtete militärische Politik der Wehrmachtführung, hoben im Gegenzug jedoch militärische Notwendigkeiten, wie etwa die Nachschubsicherung, und die wenig rühmliche Rolle der Alliierten bei der Eskalation des Partisanenkriegs in Italien hervor. Trotz der Rücknahme der Befehle, die ursächlich für die massiven Übergriffe waren, und eines daraus resultierenden Schuld eingeständnisses der militärischen Führung, kam es, so Battini und Maguire, nicht zu einer wirklichen Sühne. Die im Kontext der internationalen Politik und des Besatzungsalltags der Alliierten in Deutschland angezeigten Rücksichtnahmen und Absprachen führten unter dem Druck gezielter Kampagnen in England und Deutschland dazu, daß die meisten der inhaftierten Offiziere vorzeitig frei kamen und Italien sein Prozeßprogramm schließlich aufgab. Die deutschen Kriegsverbrechen in Italien gerieten langsam in Vergessenheit, wofür Jay Winter und Joanna Bourke die Mechanismen nachzeichneten. Pezzino betonte abschließend, daß gerade die Faktoren, die zum Abbruch der Prozeßvorbereitungen führten, dem Historiker noch weite Möglichkeiten zur Erforschung komplexer politischer, militärischer und kulturgeschichtlicher Komponenten dessen eröffneten, was in Italien unter „Kriegserinnerung“ gefasst wird.

Kerstin von Lingen, Universität Tübingen, von 1999–2001 Mitarbeiterin am SFB 437 „Kriegserinnerung“, Brunnenstr. 30, 72074 Tübingen, e-mail: Kerstin.von.Lingen@uni-tuebingen.de.

Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft**Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V., Augsburg, 1.–3. November 2002**

von Birgit Beck

Die Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. fand vom 1. bis 3. November 2002 in Augsburg statt und wurde von Günther Kronenbitter (Augsburg), Markus Pöhlmann (Stuttgart) und Dierk Walter (Hamburg) organisiert. Insgesamt 16 Referentinnen und Referenten beleuchteten das Thema „Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft“ vom Spätmittelalter bis hin zur deutschen Nachkriegszeit, wobei der Schwerpunkt auf der Beschäftigung mit den beiden Weltkriegen lag.

Nach einer kurzen Einführung zum Begriff Besatzung, in der Markus Pöhlmann vor allem deren temporären Charakter betonte, kamen die unterschiedlichen Formen und Auswirkungen militärischer Fremdherrschaft in fünf Sektionen zur Sprache. Am ersten Tag standen Funktion und Gestalt von Besatzung im Krieg im Mittelpunkt. Jürgen Luh (Potsdam) verwies bei seinen Ausführungen über die schwedische Armee in Sachsen 1706/07 darauf, dass der schwedische König Karl XII. den sächsischen Kurfürsten August den Starken durch die Präsenz der schwedischen Truppen zu einem Frieden zwingen und Sachsens Fähigkeit für zukünftige kriegerische Handlungen einschränken wollte. Daneben habe sich Karl XII. für die Soldaten wie auch die Pferde seiner Armee Erholung erhofft, da beide durch die Feldzüge des Nordischen Krieges erschöpft waren. Schliesslich galt es, das beschädigte Ansehen des schwedischen Heeres durch eine nach strengen Vorschriften geregelte Besatzung wieder herzustellen.

Vejas Gabriel Liulevicius (Knoxville, Tenn.) widmete sich in seinem Beitrag über die deutsche Besatzung im „Land Oberost“ während des Ersten Weltkrieges der Bedeutung von Kultur als einer der zentralen Prinzipien deutscher Militärverwaltung. Die neu besetzten Gebiete im Osten, die in den Augen der Armee durch „Unkultur“ gekennzeichnet waren, sollten im Sinne deutscher Zivilisation kolonialisiert werden, um den Interessen des Militärs und denen des Deutschen Reiches zu dienen. Am Beispiel Litauens verwies Liulevicius darauf, dass die Verwaltung „Oberost“ letztlich fehlgeschlagen sei und die Versuche, die dortige Bevölkerung

ethnisch zu „manipulieren“, statt dessen zu einer Stärkung der nationalen Identität geführt hätten.

Danach skizzierte Peter Lieb (München / Paris) das Vorgehen der Wehrmacht in Bezug auf die Zivilbevölkerung in der Normandie während der Invasionskämpfe im Sommer 1944. Trotz Teilevakuierungen der Bewohner aus den größeren Küstenstädten seien vor allem an der normannischen und bretonischen Küste bei der Landung der Alliierten noch Zivilisten vor Ort gewesen. Bei der anschließend mit Hilfe der französischen Verwaltung und des Roten Kreuzes durchgeführten Räumung hätte die Wehrmacht auch auf Zwangsmaßnahmen zurückgegriffen. Dennoch sei gemäss Lieb die Situation an der Westfront nicht vergleichbar mit dem Charakter der deutschen Besatzungspolitik an der Ostfront.

Die Maßnahmen der Wehrmacht bei ihrem Rückzug aus den eroberten Gebieten im Osten 1941/42 standen im Mittelpunkt des Referates von Armin Nolzen (Bochum). Er betonte, dass der Rückzug einer Armee einen „integralen Bestandteil militärischer Fremdherrschaft“ bilde und sich die dabei angewandte Politik der „verbrannten Erde“ wie ein roter Faden durch die Geschichte der Okkupation ziehe. An der Ostfront habe sich vor allem der Wirtschaftsstab Ost mit der Evakuierung der Bevölkerung und der planmässigen Zerstörung der Infrastruktur beschäftigt. Es galt, die Truppe aus dem Land zu versorgen, dem Gegner die materiellen und personellen Ressourcen zu entziehen sowie für Deutschland benötigte Arbeitskräfte zwangsweise zu rekrutieren. Dieses Vorgehen bezeichnete Nolzen unter Verweis auf die Haager Landkriegsordnung als eindeutiges Kriegsverbrechen.

Im Anschluss an diese Sektion hatten die Teilnehmer der Konferenz die Gelegenheit, das Thema Besatzung unter aktuellen Gesichtspunkten kennen zu lernen. Der ehemalige Oberbefehlshaber der KFOR, General a.D. Klaus Reinhardt, referierte über den Einsatz der KFOR als „Friedenstruppe oder Besatzungsmacht?“ und kam in seinem Vortrag zu dem Schluss, deren Anwesenheit im Kosovo sei aufgrund der vielfältigen Aufgaben beim Wieder-

aufbau äusserst notwendig und nicht als militärische Fremdherrschaft zu bezeichnen.

Am folgenden Tag stand zunächst das Verhältnis zwischen Besatzern und Besetzten im Mittelpunkt. Daniel Hohrath (Esslingen) nahm das Verhältnis zwischen Zivilisten und Soldaten in Festungsstädten während des Ancien Régime in den Blick und betonte, dass diese Beziehung aufgrund der wirtschaftlichen und infrastrukturellen Gegebenheiten von einer gegenseitigen Abhängigkeit gekennzeichnet gewesen sei. Allerdings hätten sprachliche und kulturelle Barrieren die grundsätzlich vorhandene Distanz zwischen Zivilbevölkerung und Militär noch verstärkt.

In unmittelbaren Kontakt mit fremdländischen Soldaten gerieten auch deutsche Zivilisten in den 1920er Jahren, als Frankreich das Rheinland besetzt hielt. Christian Koller (Zürich) erläuterte am Beispiel der französischen Kolonialtruppen den Besatzungsalltag und ging auf den von der deutschen Propaganda verbreiteten Topos von der „Schwarzen Schmach“ ein. Im Falle von Worms und Wiesbaden, wo schwarzafrikanische und marokkanische Soldaten stationiert waren, habe sich das Zusammenleben zwischen Deutschen und solchen Einheiten weitaus weniger konfliktreich gestaltet als dies die deutsche Presse suggerierte. Allerdings gab Koller zu bedenken, dass dieses Ergebnis nicht für alle Regionen des Besatzungsgebietes gelte und auch zeitlich variere.

Die Problematik der Alltagskontakte zwischen Frauen und Besatzungssoldaten griff Almuth Roelfs (Bremen) in ihrem Beitrag über „Prostitution, Geschlechtskrankheiten und Besatzungsverhältnisse in der Nachkriegszeit“ auf. Als „Ami-Liebchen“ und „Berufsbräute“ seien deutsche Frauen diffamiert worden, die sexuelle Kontakte zu amerikanischen Besatzungssoldaten unterhielten. Zugleich galten sie in den Augen der Zeitgenossen als verantwortlich für die Zunahme der Geschlechtskrankheiten. Zum Schutz der „Volksgesundheit“ sei deshalb, so Roelfs, weibliches Sexualverhalten überwacht, sanktioniert und kriminalisiert worden.

Ähnlich wie in der unmittelbaren Nachkriegszeit existierten auch 1965 in der DDR noch Befürchtungen über einen „unmoralischen“ Umgang zwischen sowjetischem Militär

und deutscher Zivilbevölkerung, wie Silke Satjukow (Jena) aufzeigte. Sie verwies am Beispiel Weimar auf die Vielfalt der Beziehungen und betonte, dass sowohl oktroyierte als auch freiwillige Kontakte entstanden seien. In den 1980er Jahren seien Verbindungen zwischen DDR-Bürgerinnen und sowjetischen Soldaten nur von der ostdeutschen Regierung befürwortet worden, die Sowjetmacht habe sie dagegen nicht begrüsst. Als negative Auswirkungen der Militärpräsenz erwähnte die Referentin Diebstähle rund um die Kasernen sowie die Gefahren durch herumliegende Munition.

In der anschließenden Sektion über Kollaboration und Widerstand entfiel wegen der Erkrankung von Claudia Lenz (Hamburg) ihr Beitrag über „Nationale Geschlechterordnung im Besatzungszustand am Beispiel Norwegens“. Burghart Schmidt (Hamburg) referierte über den „Aufstand der norddeutschen Unterschichten gegen die napoleonische Besatzungsmacht“ und betonte, dass die Grenze zwischen aktivem Widerstand und Kollaboration von Seiten der Zivilbevölkerung in der Frühen Neuzeit nicht eindeutig zu ziehen sei. So hätten sich in der Stadt Emden die Spannungen zwischen den Bewohnern und den französischen Truppen erst 1787 beim Abrücken der Soldaten entladen. Neben einer grundsätzlich bestehenden Konfliktlinie zwischen Zivilbevölkerung und Militär habe es zudem entsprechende Auseinandersetzungen innerhalb der einzelnen Gesellschaftsschichten gegeben.

Gerd Krüger (Essen) untersuchte die Formen des Widerstands während des Ruhrkampfes 1923. Er nannte als ein Beispiel für „aktiven“ Widerstand das „Unternehmen Wesel“, bei dem Angehörige paramilitärischer Verbände die Blockade für Industriegüter durchbrachen. Daneben hätten Ruhrkampfororganisationen und Einzelgruppen eine soziale Kontrolle über die Bevölkerung ausgeübt, um die Wirksamkeit des passiven Widerstands zu erhöhen. Krüger erwähnte im Hinblick auf die Erzwingung von Gruppensolidarität die so genannten „Scherenklubs“, die unter anderem Frauen durch das Abschneiden der Haare gedemütigt und eingeschüchtert hätten.

Anschliessend befassten sich drei Referenten mit der Funktion von Besatzung in Friedenszeiten. Zunächst schilderte Volker Büsch (Bonn) „Die englische Besatzung der Normandie 1415–

1450“ und betonte, dass die mehr als 30 Jahre dauernde Fremdherrschaft für die Bevölkerung vor allem gesellschaftliche und wirtschaftliche Stabilität bedeutet habe. Zwar sei die Haltung der Landbevölkerung aufgrund der Quellenlage schwierig einzuschätzen, doch kam Büsch zu dem Schluss, hier hätte sich vor allem aufgrund von sozioökonomischen Problemen Widerstand formiert.

Jörg Nagler (Jena) verwies in seinem Beitrag über „Die *Reconstruction* der Südstaaten nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg“ darauf, dass die Funktion einer Fremdherrschaft im Frieden im Zusammenhang mit dem Charakter des vorher erfolgten Krieges bewertet werden müsse. Der Amerikanische Bürgerkrieg hätte das Ziel gehabt, das politische und gesellschaftliche System in den Südstaaten umzuwälzen. Während der *Reconstruction* wurde die Aufhebung der Sklaverei durchgesetzt, mehr als die Hälfte der Besatzungsarmee bestand aus schwarzen Regimentern. Die Nordstaaten hätten im Süden aber keine Siegerjustiz durchgeführt, vielmehr sei eine Solidarisierung mit den ehemaligen weißen Feinden erfolgt.

Den Abschluss dieser Sektion bildete ein Referat zur sowjetischen Besatzung in der DDR. Christian Müller (Berlin) ging dabei der Frage nach, welche Bedeutung der sowjetischen Truppenpräsenz für die „Etablierung und Existenz des SED-Regimes“ zukomme. So sei die SED gegenüber anderen Parteien im Vorteil gewesen, da die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) sie von Anfang an unterstützt habe. Die so entstandene Abhängigkeit sei jedoch von der Bevölkerung negativ beurteilt worden. Zudem hätte die von der SED propagierte Freundschaft mit den einstigen Feinden in scharfem Kontrast zu den gewaltvollen Erfahrungen der DDR-Bürger mit sowjetischen Soldaten nach dem Krieg gestanden.

Im Anschluss an die Referate fand die Mitgliederversammlung des Arbeitskreises statt. Näheres dazu findet sich im vorliegenden *newsletter*.

Am letzten Tag standen „Lernprozesse und Kontinuitäten“ in Bezug auf Besatzungspolitik im Mittelpunkt. Benoît Majerus (Brüssel) verglich die deutsche Verwaltung Belgiens im Ersten und Zweiten Weltkrieg und hob Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede der jeweiligen deutschen Verwaltungsapparate hervor. So ha-

be beide Male ein polykratisches System geherrscht, in dem verschiedene Gruppierungen bezüglich der Flamen- oder der Wirtschaftspolitik in die eigentliche Verwaltung „hineinregiert“ hätten. Die aufgrund der nationalsozialistischen Ideologie durchgeführte Verfolgung der jüdischen Bevölkerung sowie der Sinti und Roma bedeute jedoch „einen radikalen Bruch“ mit der Politik im Ersten Weltkrieg.

Mit der deutschen Militärverwaltung in der Ukraine in beiden Weltkriegen beschäftigte sich Frank Grelka (Bochum). Sowohl 1918 wie auch 1941 kam es zu Ausschreitungen gegenüber der jüdischen Bevölkerung, die der Kollaboration mit den Bolschewisten verdächtigt wurde. Während die Juden im Ersten Weltkrieg aber noch vorwiegend als politische Feinde gegolten hätten, sei es im Zweiten Weltkrieg zu einer Radikalisierung gekommen, die in einen „integralen Antisemitismus“ mündete. Der Mythos vom „jüdischen Bolschewismus“ weise für beide Weltkriege einen „integrierenden Faktor“ auf. Die spezifisch nationalsozialistische Politik im Zweiten Weltkrieg manifestiere sich jedoch in der angeordneten Ermordung der ukrainischen Juden.

Die „Deutsche Besatzung in Osteuropa 1939–1945“ und deren Parallelen mit kolonialer Herrschaft veranschaulichte schließlich Jürgen Zimmerer (Coimbra). So bildeten die beiden Konzepte „Rasse und Raum“ sowohl für den Kolonialismus wie auch für die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Osteuropa zentrale Elemente für deren Ausprägung. Die Eroberung von neuem „Lebensraum“ sei in beiden Fällen mit der angeblichen Unzivilisiertheit seiner Bewohner ideologisch gerechtfertigt worden, die Verwaltung der neuen Gebiete habe in der Verantwortung einer „rassischen Privilegiengesellschaft“ gelegen. Zimmerer folgerte aus diesem Vergleich, militärische Besatzung müsse als „universelles Phänomen“ angesehen und auf globaler Ebene erforscht werden.

In der abschliessenden Podiumsdiskussion mit Birgit Beck (Bern), Günter Bischof (New Orleans), Jürgen Förster (Freiburg) und Markus Meumann (Halle) wurde auf zahlreiche Punkte verwiesen, die es im Rahmen der Okkupationsforschung in Zukunft zu beachten gelte. So sollte die Rolle von Recht, Religion und Kultur stärker in die Analysen mit einbezogen werden. Für eine Systematik diverser Besatzungsre-

gimes biete sich die Unterscheidung zwischen militärischer Fremdherrschaft im Kriege und in der Nachkriegszeit an. Hervorgehoben wurde zudem die Bedeutung, die den Beziehungen zwischen Zivilistinnen und Soldaten der Besatzungsarmee zukomme. Auch sei der Frage nachzugehen, welche Rückwirkungen eine Fremdherrschaft auf die Besatzungsmacht selbst und auf deren Gesellschaft habe.

Die durchweg gelungene Tagung, bei der auch jüngere Historikerinnen und Historiker ihre Forschungen vorstellten, gab durch die Vielfalt der Referate einen guten Einblick in das

Thema „Besatzung“. Sie zeigte vor allem auf, wie notwendig und zugleich ergiebig eine Epochen übergreifende Okkupationsforschung ist, auch wenn vor allem bezüglich der Begriffsklärung noch Fragen offen blieben.

Eine Veröffentlichung der Tagungsbeiträge ist in Vorbereitung.

Dr. Birgit Beck, Universität Bern, Historisches Institut, Neueste Allgemeine Geschichte, Unitobler, Länggassstrasse 49, CH-3000 Bern 9, Tel.: +41-(0)31-631-8095

TAGUNGSANKÜNDIGUNGEN / CALLS FOR PAPERS

Kriege im 21. Jahrhundert

Privatisierung und Kommerzialisierung von Gewalt

Tagung der Evangelischen Akademie zu Berlin 21.–23. Februar 2003

Das 20. Jahrhundert war das Jahrhundert staatlichen Gewaltmonopols. Auf zwei Weltkriege, Völkermord und Staatsterror folgte der Kalte Krieg, der beide Supermächte in Schach hielt, auf hoher Bedrohungsstufe, aber rational kalkulierbar.

Seit der historischen Wende 1989/90 ist unter Friedensforschern und in der Politik von einem Ende der klassischen Kriege die Rede. Infolge einer nachlassenden Kontrollfähigkeit von Staaten verbreitern sich in bestimmten Regionen der Erde die Zonen dauerhafter Instabilität, die zu Brutstätten von Gewalt werden. Diese innergesellschaftlichen Gewaltverhältnisse, oder „low intensity wars“, machen inzwischen etwa 90 Prozent aller gewaltsamen Konflikte aus.

Durch Entstaatlichung, durch Privatisierung der Gewalt werden Überfall und Raub zur langfristigen Erwerbsquelle von Gewaltunternehmen und ihrer angeheuerten Söldner. Privatisierte Gewalt unterwirft sich keinen völkerrechtlichen Konventionen, entzieht sich politischen Verhandlungen, hebt die Unterscheidbarkeit von Front und Hinterland auf, ist oft von langer Dauer und geht vor allem zu Lasten der Zivilbevölkerung.

Welche neuen Herausforderungen ergeben sich aus diesen privatisierten und kommerzialisierten Gewaltformen für die Völkergemeinschaft? Wie können nationale und supranatio-

nale Akteure angesichts der Bedrohung durch diese Gewaltstrukturen, zu denen auch die internationalen Terror-Netzwerke gehören, entwicklungspolitisch, ökonomisch, völkerrechtlich, außen- und sicherheitspolitisch gegensteuern?

Wir laden Sie ein, mit Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Politik über diese wichtigen Zukunftsfragen ins Gespräch zu kommen.

Ulrike Poppe
Evangelische Akademie zu Berlin

Freitag, 21.02.03

- 17.00 Anmeldung
- 18.00 Abendessen
- 19.00 Begrüßung/Einleitung
- 19.15 Vom Staat zum Warlord
Ursachen und Kennzeichen privatisierter Gewalt (Erhard Eppler)

Ende gegen 21.00 Uhr

Sonnabend, 22.02.03

- 9.30 Vom Wildwuchs zum Rechtszustand
Zur Geschichte des Krieges vom Beginn des „Westfälischen Zeitalters“ (Daniel Hohrath)

11.00 Konflikte im 21. Jahrhundert. Ursachen, Wahrscheinlichkeiten, Konsequenzen (Thomas Michael Wandinger)

Mittagessen

14.30 Privatisierung, Asymmetrierung, Entmilitarisierung. Die Charakteristika der neuen Kriege (Herfried Münkler)

16.00 Pause

16.30 Rache ohne Regeln. Renaissance eines archaischen Gewaltmotivs (Peter Waldmann)

18.00 Abendessen

Sonntag, 23.02.02

08.00 Frühstück (für die Übernachtungsgäste)

Andacht. „Und der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein“ (Jes. 32,17)
(Rainer Weitzel)

10.00 Vorausschauende Sicherheitsstrategien. Neue Gewaltstrukturen als Herausforderung an die Weltgesellschaft (Thesen: Ernst-Otto Czempel)

Podium: Erhard Eppler
Uschi Eid
Brigitte Fahrenhorst
Cornelia Füllkrug-Weitzel
Thomas Hoppe

Moderation: Benno Fischer

12.30 Mittagessen und Ende der Tagung

Tagungssekretariat

Brigitte Moll
Evangelische Akademie zu Berlin
Charlottenstraße 53/54, 10117 Berlin

Tel. +49-(0)30-20355515

Fax +49-(0)30-20355550

E-Mail: moll@eaberlin.de

Web: <http://www.eaberlin.de>

Später Erinnerung oder Tabubruch?

Deutsche als Opfer von Krieg, Flucht und Vertreibung

Vlotho-Tagung 2003 des Centre for East German Studies, The University of Reading, in Zusammenarbeit mit dem Gesamteuropäischen Studienwerk Vlotho (GESW) 16.–20. Juli 2003

„Diese Reise in diesen Aufbruch hier [brach] etwas in mir auf[], in meiner ganzen eigenen Geschichte, die mir wie durchgerissen und gespalten und irgendwann versiegelt und verblockt vorkam.“

Jürgen Becker, Aus der Geschichte der Trennungen, 1999

„Ich habe den Verlust Westberlins, wenn ich die Wiedervereinigung einmal so nennen darf, in gewisser Weise verschoben verarbeitet, in dem sich mir plötzlich der Verlust meines ältesten Bruders im Jahr 1945 aufdrängte.“

Hans-Ulrich Treichel, Der Entwurf des Autors, 2000

Der Fall der Berliner Mauer und der Zusammenbruch des kommunistischen Imperiums wurden zunächst als „Ende der Geschichte“ interpretiert. Inzwischen ist jedoch deutlich geworden, dass ihre Wirkung eine völlig entgegengesetzte gewesen ist. Nicht nur der Zugang zu bisher verschlossenen Quellen, sondern auch die neue politische und gesellschaftliche

Situation gaben der Geschichtsschreibung neue Impulse und Perspektiven. Auch in der Literatur lassen sich, entgegen der Meinung derjenigen, die 1990 eine Abkehr von historischen Themen forderten, im Roman und im autobiographischen Erzählen eine fortgesetzte Hinwendung zur Geschichte und eine intensive Erinnerungsarbeit erkennen, besonders unter der Generation, die den Krieg bewusst erlebt hat.

Besonderes Interesse gilt nicht nur der Geschichte der untergegangenen DDR und ihrer Gesellschaft, sondern auch den historischen Ereignissen, die zu ihrer Entstehung und zur deutschen Teilung führten. Damit ist in Politik und Gesellschaft vieles, was jahrzehntelang in der „Tiefkühltruhe“ des Kalten Krieges gefroren lag, wieder in Bewegung gekommen; Themen, die aus politischen oder moralischen Gründen als tabu galten, dürfen in der Öffentlichkeit endlich behandelt werden.

Zu den brisantesten dieser lang verschwiegenen Themen gehört das Leid der deutschen Zivilbevölkerung: die Bombardierung deutscher Städte, die Vertreibung deutscher Einwohner aus vielen Gebieten Osteuropas, die Flucht vor der Roten Armee von Ost- nach Westdeutschland und die Trauer um die verlorene Heimat. Besonders das Erscheinen im Februar 2002 der neuen Novelle von Günter Grass „Im Krebsgang“ hat großes Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit auf diese Thematik gelenkt, die auch in Texten von u.a. W.G. Sebald, Hans-Ulrich Treichel und Martin Walser behandelt wird. Die geplante Tagung soll sich mit dem Prozess und den Ergebnissen dieser intensivierten Beschäftigung mit Vergangenheit, besonders mit der Darstellung von Deutschen als Opfer von Krieg, Flucht und Vertreibung, auseinandersetzen. Ist dieses neue Interesse qualitativ anders als die alte „Vergangenheitsbewältigung“ in Westdeutschland? Inwieweit zeichnet sich darin ein Mentalitäts-

wandel in der deutschen Öffentlichkeit ab, der es den Deutschen erlaubt, sich als Mitopfer des Nazismus zu betrachten? Wie verhalten sich literarische und autobiographische Darstellungen zu den Ergebnissen der geschichtswissenschaftlichen Forschung? Und inwieweit ist es Autoren und Historikern gelungen, das Leid der Deutschen darzustellen ohne, wie es Grass befürchtet hatte, dem Rechtsradikalismus Vor Schub zu leisten?

Wir bitten um Beiträge (ca. 40 Minuten) in deutscher Sprache von Historikern und von Literaturwissenschaftlern zu dieser Thematik, sowohl zu Teilaspekten oder einzelnen literarischen Werken als auch zum Gesamtbild. Die Tagungskosten betragen ca. € 120,— einschließlich Unterkunft und Verpflegung. Anmeldungen und Beitragsangebote gerne an:

Graham Jackman, Department of German Studies, The University of Reading, Whiteknights, Reading RG6 6AA, UK, e-mail: G.M.Jackman@reading.ac.uk

Pazifistinnen/Pazifismus: Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung Interdisziplinäres Colloquium

Berlin, 9.–10. Mai 2003

Krieg und Militär sind seit Beginn der neunziger Jahre zunehmend ein Gegenstand der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung. Auch die Geschlechterforschung befasst sich intensiv mit diesem Thema. Sie untersucht nicht nur, wie Militär und Krieg sich auf die Ausformung der Geschlechterbilder und -beziehungen und die Ausgestaltung der Handlungsspielräume von Männern und Frauen auswirken, sondern fragt zugleich inwieweit die jeweilige Ausgestaltung von Militär und Krieg durch Geschlechterbilder geformt wird. Zudem analysiert sie die geschlechtsspezifische Beteiligung von Frauen und Männern am kriegerischen Geschehen sowie dessen unterschiedliche Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung durch Frauen und Männer. Militär und Krieg werden so als sozial und kulturell geformte historische Phänomene mit erheblicher geschlechterpolitischer Relevanz sichtbar. Parallel zum militärgeschichtlichen Forschungsboom ist das Interesse an der Friedens- und Konfliktforschung zurückgegangen. Dies hat zu einem insgesamt unausgewogenen Forschungs-

feld geführt, nicht nur weil Fragen von Krieg und Frieden eng zusammenhängen und bellizistische und pazifistische Diskurse häufig unmittelbar aufeinander bezogen waren und sind, sondern auch weil der Friedensbewegung und Friedenspolitik, insbesondere den wichtigen Problemen von Demilitarisierung und „Peace-keeping“ und deren geschlechterpolitischer Dimension, zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Das Colloquium möchte hier eine Änderung einleiten. Neue Ansätze und Ergebnisse aus der historischen und sozialwissenschaftlichen Friedens- und Konfliktforschung sollen vorgestellt und diskutiert werden. Ziel ist es dabei nicht nur die aktuelle Relevanz einer als Geschlechterforschung betriebenen Friedens- und Konfliktforschung zu zeigen. Zugleich soll das überkommene Bild von Pazifisten/innen und Pazifismus in Geschichte und Gegenwart differenziert werden. Im Mittelpunkt des interdisziplinären Colloquiums soll die Frage stehen, wie in den historischen und aktuellen Diskursen zu Friedenspolitik, Demilitarisierung, und „Peace-

keeping“ Weiblichkeit und Männlichkeit konstruiert werden und wie umgekehrt Geschlechterbilder die Möglichkeiten und Grenzen der Demilitarisierung und die Ausformung von Friedenspolitik und Peacekeeping beeinflussen. Der Zeitraum, der dabei in den Blick genommen wird, reicht von den Anfängen der pazifistischen Bewegung im späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Programm:

Freitag, 9. Mai 2003

10.30–11.00 Begrüßung und Eröffnung

Barbara Unmuessig (Heinrich-Böll-Stiftung)
Karen Hagemann (Universität Trier / Technische Universität Berlin)
Peter Schlotter (Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung)
Christian Jansen (Arbeitskreis Historische Friedensforschung)

11.00–12.45 Friedensforschung als Geschlechterforschung. Entwicklung und aktuelle Trends. Zwei Einführungen

Die politik- und sozialwissenschaftlichen Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung. Referentin: Hanne-Margret Birckenbach (Schleswig-Holstein Institute for Peace Research)

Die historische Friedensforschung als Geschlechterforschung. Referent: Thomas Kuehne (Universität Bielefeld)

Kommentar und Moderation: Karen Hagemann (Universität Trier / Technische Universität Berlin)

14.00–15.20 Verweiblichte Männer – Vermännlichte Frauen. Geschlechtervorstellungen in den Debatten deutscher Pazifisten/innen, 1892–1933. Referentin: Jennifer Davy (Technische Universität Berlin)

Kommentar: Wolfram Wette (Universität Freiburg). Moderation: Christian Jansen (Ruhr-Universität Bochum)

15.40–17.00 Frieden als Frauenaufgabe? Diskurse über Frieden und Geschlecht in der bundesdeutschen Frauenbewegung der

1950er und 1960er Jahre. Referentin: Irene Stoehr (Universität Hannover)

Kommentar: Marianne Zepp (Heinrich Böll Stiftung). Moderation: Christoph Jahr (Humboldt-Universität Berlin) (angefragt)

17.20–18.40 Die Anti-Vietnam-Bewegung. Versuch zu einem internationalen Vergleich aus der Geschlechterperspektive. Referentin: Ingrid Gilcher-Holtey (Universität Bielefeld)

Kommentar: Ute Kaetzel (Berlin). Moderation: Peter Strutynski (Universität Gesamthochschule Kassel)

Samstag, 10. Mai 2003

9.30–10.50 Frieden, Protest, Geschlecht. Abrüstungs- und Friedensaktivitäten in der Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre Referentin: Belinda Davis (Rutgers University, New Jersey)

Kommentar: Ruth Stanley (Freie Universität Berlin). Moderation: Dieter Rust (WZB Berlin) (angefragt)

11.10–12.40 Peacebuilding Gendered: Zur Bedeutung der Geschlechterdimension in der Analyse und Bearbeitung ethnopolitischer Gewaltkonflikte. Referentin: Martina Fischer (Berghof-Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung, Berlin)

Kommentar: Volker Boege (Universität Duisburg). Moderation: Regine Mehl (Arbeitsstelle Friedensforschung, Bonn)

14.00–17.00 Friedens- und Sicherheitspolitik als Geschlechterpolitik. Aktuelles Forum

Leitung und Moderation: Gitti Hentschel (Heinrich-Böll-Stiftung, Feministisches Institut)

17.20–18.40 Schlussvortrag: Zum Geschlecht von Internationaler Politik und „Peacekeeping“-Zukunftsvisionen. Referentin: Ruth Seifert (Fachhochschule Regensburg)

Kommentar: Peter Schlotter (Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung). Moderation: Karen Hagemann (Universität Trier / Technische Universität Berlin)

Veranstaltungsort: Heinrich-Böll-Stiftung,
Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41,
D-10178 Berlin

Veranstalter: Heinrich-Böll-Stiftung und Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung und dem Arbeitskreis Historische Friedensforschung

Teilnahmegebühr (für Getränke und Verpflegung): € 20,00 (für Studenten/innen und Erwerbslose: € 10,00)

Anmeldung (bis zum 21. April 2003): Schriftlich oder elektronisch bei der Heinrich-Böll-Stiftung (Email: zepp@boell.de; Fax: +49-30-28534-108)

Vorbereitungsgruppe:

Karen Hagemann (wissenschaftliche Leitung) (Technische Universität Berlin, Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung). Email: hagemann@kgw.tu-berlin.de

Jennifer Davy (Technische Universität Berlin, Zentrum für Antisemitismusforschung)

Email: jedav26@ginko.de

Gitti Hentschel (Geschäftsführerin des Feministischen Institutes der Heinrich-Böll-Stiftung). Email: hentschel@boell.de

Ute Kaetzel (Journalistin, Berlin)

E-Mail: ukaetzel@aol.com

Marianne Zepp (Referentin für Zeitgeschichte der Heinrich-Böll-Stiftung)
Email: zepp@boell.de

Call for Papers

Soldat und Gesellschaft. Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte

Jahrestagung 2003 des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V.

Schloss Reinbek bei Hamburg, 10.–11. Oktober 2003

Seine nächste Jahrestagung wird der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. in Kooperation mit der Otto-von-Bismarck-Stiftung im September 2003 in Reinbek b. Hamburg abhalten. Im Mittelpunkt sollen diesmal Biographien und Selbstzeugnisse stehen. Dabei wollen wir uns keineswegs nur mit der militärischen Elite beschäftigen. Auch wenn die Biographien herausragender militärischer Führungspersönlichkeiten durchaus thematisiert werden sollen, so möchten wir uns nicht primär mit mehr oder weniger „großen Männern“ – berühmten Feldherren und Generalen – befassen. Ein solcher Zugang wäre heute antiquiert, denn in der Forschung hat in den letzten Jahren die Perspektive „von unten“ zunehmend an Bedeutung gewonnen. Auch wenn und weil dieser Ansatz auf Grund der häufig problematischen Quellenlage schwierig zu bearbeiten ist, so möchten wir diese Perspektive als einen Zugang zur Erforschung individueller Lebensgeschichten gleichgewichtig thematisieren. Ein dritter Ansatz der behandelt werden soll ist die Gruppenbiographie. Sowohl militärische Eliten als auch Gruppen von niederen Chargen, bzw. einzelne Truppenverbände werden seit einiger Zeit un-

ter biographischen Gesichtspunkten kollektiv untersucht.

Zentrales Thema der Tagung ist damit das Spannungsverhältnis von Biographie und Selbstzeugnissen. Die britische Geschichtswissenschaft hat im Verlauf des 19. Jahrhunderts hier den geradezu klassischen Zugang herausgearbeitet. „Life and Letters“ stand häufig in der Überschrift von Büchern, die die interpretierende Biographie mit dem Abdruck ausgewählter Dokumente, meist aus der Feder des jeweiligen „Helden“, verband. Dass ein solches Verfahren methodisch höchst problematisch ist liegt auf der Hand. In den letzten Jahren hat die Beschäftigung mit Selbstzeugnissen aller Art wieder Konjunktur, diese Entwicklung geht mit einer intensiven Debatte über die Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit mit Selbstzeugnissen einher, die auf der Tagung fortgeführt werden. Wir möchten sie mit der Frage verbinden, welche Rückwirkungen die neuen Einsichten zum Thema Selbstzeugnisse auf die Erforschung und das Schreiben von Biographien haben, und welche Bedeutung und welchen Erkenntniswert Einzel- und Gruppenbiographien für die Geschichtswissenschaft im allgemeinen und die Geschichte von Militär und Krieg im

besonderen haben. Im Zusammenhang damit sollen auf der Tagung die methodischen Probleme, Zugangsweisen und Möglichkeiten bzw. Grenzen von Selbstzeugnissen, Einzel- und Gruppenbiographien anhand von Fallbeispielen diskutiert werden. Ein zentrales methodisches Problem, dem wir besondere Aufmerksamkeit widmen wollen, ist der Zusammenhang von Einzel- und Gruppenbiographien und gesellschaftlichem Umfeld, denn die Analyse dieses Zusammenhangs gestattet es, die Beziehung von Militär und „Zivilstand“ genauer auszuloten. Wichtig ist es hierbei auch den zivilen Blick von „außen“ auf Militär und Krieg zu thematisieren. Deshalb möchten wir auch den Stellenwert von Selbstzeugnissen von Zivilpersonen – Frauen und Männern – für die Geschichte von Militär und Krieg diskutieren.

Hiermit möchten wir alle interessierten Kollegen und Kolleginnen einladen, uns einen maximal zweiseitigen Themenvorschlag für ein Referat zusammen mit einer Kurzbiographie per E-Mail zuzusenden. Wir sind besonders an Papieren interessiert, die anhand von konkreten Fallbeispielen die angesprochenen methodischen Fragen diskutieren. Folgende Sektionen sind geplant:

1. Militärische Eliten in Biographien und Selbstzeugnissen

2. Einfache Soldaten in Biographien und Selbstzeugnissen
3. Militär und Krieg in zivilen Selbstzeugnissen.

Die Tagungsvorträge sollen nicht länger als zwanzig Minuten dauern, damit genügend Zeit für Diskussionen bleibt. Die Tagung selbst wird in deutscher Sprache abgehalten werden. Es ist jedoch durchaus möglich, Vorträge und Diskussionsbeiträge auf Englisch zu präsentieren.

Alle Themenvorschläge sollten bis zum 1. März 2003 an die unten aufgeführte Adresse gesandt werden.

Die Organisatoren behalten sich das Recht vor, im Sinne eines griffigen Tagungsprogramms aus den eingesandten Vorschlägen eine Auswahl zu treffen.

Mit freundlichen Grüßen

Reinbek b. Hamburg, Bern, Toronto,
Oktober 2002

Michael Epkenhans
Stig Förster
Karen Hagemann

Prof. Dr. Stig Förster, Universität Bern, Historisches Institut, Unitobler, Länggassstr. 49, CH-3000 Bern 9, E-Mail: regina.zuercher@hist.unibe.ch

Call for Papers

“Collateral Damage” and History

Munk Centre for International Studies, Toronto, 6–7 November 2003

Dear friends and colleagues,

Here’s a project – and an invitation – that may interest you. It’s a collaborative endeavour on the history of civilian casualties in warfare, or collateral damage, to use the current unfortunate euphemism

My Toronto colleague Rick Halpern (Bissell-Heyd Professor of American Studies, of the Department of History and the Centre for the Study of the United States) and I are now trying to move forward with this idea after kicking it around for several months. We envisage a three-stage process, beginning with a workshop at Toronto’s Munk Centre for International Studies 6–7 November 2003, a conference the following year, and the publication of an edited

collection. We have already a good number of interested scholars who have submitted paper titles and ideas (see below). We are hoping that you might like to join us and contribute something drawn from your work.

Our goal is to use the various methodologies of historical enquiry to cast light on „collateral damage,” a much misunderstood, much misrepresented and, all too commonly, much manipulated consequence of armed conflict. The project will emphasize conflicts involving the West and non-western peoples, although Europe and non-European empires will not be ignored. Empires and colonial contexts will be at the centre of the project. Case studies will illuminate civilians in conflicts from classical Roman times onwards through the Middle

Ages, including the Crusades and along the contested borderlands of the Ottoman Empire.

Further studies will cover civilians during the conquest and pacification of colonized peoples in the great European Empires in the Americas, Asia and Africa from the fifteenth century to the first half of the twentieth century, as well as wars of conquest in the Americas and other settler regions, including Canada and the United States. We also hope to include case studies from the post-1945 period, in particular those related to the conflicts of the Cold War, as well as others in the Middle East and elsewhere. We hope that this will be a real contribution to world history, as we intend to include examples from every continent, as well as background chapters on ideology and discourse within the imperial capitals and colonial systems. Official views, myth making, justifications and manipulation of memory will be contrasted with studies of popular memories of abuses by armed forces, reportage of atrocities, accounting of intended and unintended civilian casualties, and social and economic consequences of the destruction of civil communities.

We think this is a timely and necessary project for at least two reasons. First, the debates over civilian casualties in recent conflicts such as Bosnia, Kosovo, the Gulf War, Afghanistan, the Middle East (Lebanon, Israel/Palestine), southern Africa (Zimbabwe, Mozambique, Angola), as well as other war zones, often take place in a vacuum without the aid of easily available historical and contextualizing information. Second, from an academic perspective the historical literature on this topic is surprisingly thin. The question of civilian casualties in warfare is somewhat different from the related one of genocide, or of massacre, which has recently been the subject of a similar project (edited by Mark Levene and Penny Roberts), or of the notion of extinction, which has been brilliantly analyzed by Sven Lindqvist for non-western societies. Certainly, we will draw on the recent „War and Society“ literature, but we will remain focused on civilian casualties and losses rather than the broader noncombatant experience.

The end result will enable us to present an integrated picture of changing attitudes in the West and elsewhere toward the „other“: civilians of non-western cultures and societies in

periods of conflict, and how colonized and subject peoples fared during wars fought in and over their homelands. Thus questions related to „race,” „civilization”, „development,” gender and culture cannot be ignored. In addition, a project such as this will illuminate the recent debates over the rights and wrongs of the use of massive force to resolve conflicts, the consequences of changes in the nature of war, and the impact of the use of high technology weapon systems on civilians.

What do you think? Interested? In order to proceed with the first phase of the project, the November 2003 workshop, we are raising money within the University of Toronto as well as through external funding organizations. In order to facilitate this process, if you are even tentatively interested in participating, it would help us enormously if you sent a provisional title for your paper, a very brief abstract, and a short c.v. Referrals to other potential contributors would also be appreciated. We look forward to hearing from you and working with you in this endeavor.

Participants:

Rick Halpern/Enrico Dal Lago Toronto/ Galway „Nits Make Lice’: The Origins and Evolution of the American Concept of Total War, 1861–1905“

Stephen Rockel Toronto „Kariakoo: Forced Labour and Requisitioning in Tanganyika, 1915–1918”

Scott Nelson William & Mary „An American War of Incarceration: Federal Resettlement and Imprisonment in the American South, 1863–1865“

Vincent Gabrielsen Copenhagen „‘The Raid Mentality’ in the Classical Greek/Hellenistic World, ca. 800–31 BC“

Oded Lowenheim Toronto/Galway „Collateral Damage and Transnational Violent Networks: The Cases of Organized Piracy and Drug Trafficking“

Robert Gregg Stockton „Of Quarantine and Rebellion: Responses to Slave and Colonial Uprisings in the British Empire“ Ronald Deibert „Toronto Media Coverage of Civilian Casualties“

Paul Lovejoy York „Civilian Casualties in the Context of the Trans-Atlantic Slave Trade“

Buelent Oezdemir Balikesir „Ottoman Empire and Greek Subjugation“

Patrick Timmons Texas „Exemplary Punishment: The Murder of Spanish Subjects and the Death Penalty in Mexico, 1856–1858“

Karen Hagemann Berlin „Mobilizing Civil Society in the Era of the Napoleonic Wars“

Timothy Brook Toronto „Targeted Civilians in an Undeclared War: The Japanese Army on the Yangtze Delta, 1937–38“

Tom Gretton London „Visual Culture and the Civilian Casualties in the Late 19th Century“

Simon Potter Galway „Civilian Casualties and the South African War, 1899–1902“

Neil Smith CUNY „Lost Geographies and Failed Globalizations“ Peter Way Bowling Green „British Army in North America“

Betsy Esch NYU „Collateral Damage and the First Gulf War“

Cassandra Pybus Tasmania „Slave Deaths Through“ Joe Hanlon Open University „Southern Africa as a Cold War Battlefield in the 1980s“

William Nasson Cape Town „Killing the Kaiser Softly: The South African Conquest of German South-West Africa, 1914–15“

Jeff Guy Natal „Noncombatants and the Zulu Wars“

Jan-Bart Gewald Leiden „Genocide of the Herero, German Southwest Africa“

Ruth Rempel Winnipeg „War Economies as a Characteristic of Complex Emergencies“

Stephen Rockel
Department of History
University of Toronto

*Contact: Steve Rockel: stephen.rockel@utoronto.ca;
Rick Halpern: rick.halpern@utoronto.ca*

PREISE / AUSSCHREIBUNGEN**Aufruf zur Teilnahme****Werner-Hahlweg-Preis 2004 für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften**

Professor Dr. Werner Hahlweg, der 1989 verstarb, hat im Rahmen seiner Hinterlassenschaft verfügt, dass zur Förderung von Militärgeschichte und Wehrwissenschaften aus einem Teil seines Erbes alle zwei Jahre ein Preis für herausragende Arbeiten dieser Wissenschaftsgebiete aus dem vorausgegangenen Zeitraum vergeben werden soll.

An Preisgeldern stehen insgesamt € 11.500 zur Verfügung. Preise werden für die besten eingereichten wissenschaftlichen Arbeiten in deutscher Sprache, wie z.B. Diplomarbeiten, Magisterarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften zuerkannt, die im Jahre 2002/03 abgeschlossen und bis zum 31. März 2003 (Datum des Poststempels) eingereicht werden an:

Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung
– Wehrtechnische Studiensammlung –
Ferdinand-Sauerbruch-Straße 1, 56073 Koblenz
Telefon: 0261 / 4 00-1422 oder 1423,
Telefax: 0261 / 4 00-1424
E-Mail: WTS@bundeswehr.org

Die Arbeiten müssen 3-fach eingereicht werden. Ein Exemplar wird in das Werner-Hahlweg-Archiv aufgenommen und kann für Studienzwecke zugänglich gemacht werden; die bei-

den anderen Exemplare werden nach Festlegung der Preisträger für 2004 zurückgesandt. Die Urheberrechte verbleiben beim Verfasser.

Angaben zur Person (inkl. Telefon sowie Fax bzw. E-Mail) und zum wissenschaftlichen Werdegang des Verfassers müssen der Arbeit beiliegen. Für Arbeiten, die keinen Preis erhalten, jedoch förderungswürdig sind, können Druckkostenzuschüsse gewährt werden, sofern sie für eine Veröffentlichung in den Buchreihen „Militärgeschichte und Wehrwissenschaften“ oder „Wehrtechnik und Wissenschaftliche Waffenkunde“ zur Verfügung stehen. Die prämierten Arbeiten sollten möglichst für die Aufnahme in den genannten Buchreihen bereit stehen.

Die Preisverleihung wird im Jahr 2004 durch den Präsidenten des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung vorgenommen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Professor Dr. Hahlweg (1912–1989) war Inhaber des Lehrstuhls für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster/W., dem damals einzigen Lehrstuhl dieser Art in Deutschland. Werner Hahlweg hat bedeutende, international anerkannte Lehr- und Forschungsarbeit geleistet. Besondere Anerkennung wurde ihm als Nestor der Clausewitz-Forschung zuteil.



Quittung 1900 (Boxeraufstand)
Völker Europas, da habt ihr euere heiligsten Güter wieder.
Aus: Simplicissimus 5 (190), Nr. 21, S. 165



NOTIZEN